Diplomarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades einer Magistra der Philosophie an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Leopold-Franzens Universität Innsbruck

Klettern –
Bewegung an der Grenze der Möglichkeiten

eingereicht am Institut für Erziehungswissenschaften

von: Friederike Meindl

bei Univ. Doz. Mag. Dr. Helga Peskoller

Innsbruck, Jänner 2002

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung **4**

Begriffsklärungen

Extremsportarten 9
Jugend 13
Risiko 18
Unfallstatistiken 21
Präzisierung der Problemstellung 22

Empirische Vorgangsweise

Das qualitative Interview 23
Verwendete Fragen 26

Klettern - qualitativ

Intensität 27
Schlüsselbegriff: Haut 31
Am Limit 36
Schlüsselbegriff: Grenze 39
Rituale 42
Schlüsselbegriff: Spiel 52
Lifestyle 59
Schlüsselbegriff: Szene 63

Klettern - quantitativ

Bewegung 68
Entwicklung des Felskletterns 76
Disziplinen und Spielarten 84
Schwierigkeitsbewertung 87

Zusammenfassung **88**

Literaturverzeichnis **91**

Anhang **94**

Trotzdem oder gerade deswegen sehe ich mich gezwungen, das Gesehene zu erzählen – digital-analogisch (wenn man so will) – , so als ob es nur diesen Weg der Worte gäbe für etwas, das jenseits der Worte ist.

Kamper 1984, 344

Danke

Stellvertretend für alle Personen, die mich in meiner Art zu leben, in meinem Studium und besonders beim Verfassen dieser Diplomarbeit geholfen haben, möchte ich folgenden Personen danken. Nämlich meiner Mutter, dafür, dass sie mir vorgelebt hat, den Moment zu genießen und mich in all meinen Entscheidungen unterstützt hat; meinen Geschwistern Rupert, Ulla, Steffi und Sebastian, die mir gelernt haben, kritisch zu denken; Kristina für das Korrekturlesen meiner Arbeit und ihren Hinweis auf Noch-zu-Schreibendes; meinen Interviewpartnern: ihnen sind nicht nur die faszinierenden Bilder und Beschreibungen zu verdanken, sondern, und das besonders Christian, auch die Idee, diese Arbeit in dieser Form zu verfassen; Helga Peskoller, für ihre fachliche Kritik;

EINLEITUNG

Die Forschungsfrage, der sich diese Arbeit stellt, lautet: Wie gehen Jugendliche mit ihrer Risikobereitschaft in Extremsportarten, am Beispiel von Felsklettern, um?

Die Relevanz der Thematik erklärt sich, ganz allgemein, aus der beträchtlichen Anzahl der Sportausübenden[1], und auch speziell der jugendlichen Sportausübenden[2], sowie der Zahl an Unfällen (Vgl. Kapitel „Unfallstatistiken".) und den damit einhergehenden Begründungsversuchen bezüglich der Unfallursachen. In der medialen Berichterstattung über Sportunfälle werden beispielsweise oft nur Teilstücke wissenschaftlicher Annahmen aneinander gefügt und die Sportarten weder spezifiziert, noch differenziert. Somit entstehen verallgemeinernde Aussagen, die als Unfallursache bei „den Extremsportarten" des öfteren „das Risiko" und als Grund für das Betreiben „die Suche nach dem Kick" angeben[3]. Aussagen dieser Art gründen zwar oft in wissenschaftlichen Annahmen, werden aber nicht immer vollständig bzw. kontextuell richtig und meistens unreflektiert übernommen.

Die Forschungsfrage ist außerdem das Produkt eines persönlichen Verlangens nach Einordnung und Klarheit. Die Idee entstand durch Konfrontationen mit Aussagen, in denen die Gründe für das Ausüben von Extremsportarten, besonders bezugnehmend auf Jugendliche, beispielsweise ausschließlich auf das Erleben des „Kicks[4]" reduziert werden.

---

1 Da genaue Zahlen über die Anzahl der Sportausübenden in den verschiedenen Sportarten schwer zu erhalten sind, sei hier die Schätzung von Lorch (1995) angeführt: Er geht davon aus, „dass jährlich ca. eine Million Skitouren unternommen werden, etwa 500.000 Menschen regelmäßig in den Alpen klettern (gemeint ist hier alpines Felsklettern sowie Sportklettern), weitere rund 500.000 Menschen auf den alpinen Fließgewässern unterwegs sind (beim Kanusport, River Rafting, Canyoning oder Hydrospeed) und etwa 120.000 Menschen pro Jahr mit dem Drachen oder dem Gleitschirm in den Alpen fliegen. Dazu kommen noch Helikopterflüge, die Sportler mit ihrem Sportgerät zu einem hochgelegenen Ausgangspunkt befördern, vor allem zum Heliskiing, aber auch zum Transport von Mountainbikes oder Hängegleitgeräten (Gleitschirme oder Drachen)" (Egner in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 8).

2 Nach einer Erhebung zum Thema „Freizeitgestaltung Jugendlicher zwischen 14 und 24 Jahren (Fessel&GfK 1997), treiben 22% der Jugendlichen (sehr) häufig Sport, 30% öfters, 36% selten und nur 12% der Jugendlichen betreiben nie Sport." Auffällig ist allerdings der geschlechtsspezifische Unterschied hinsichtlich der Zahl der Sporttreibenden: 58% männliche und weniger als 10% weibliche Jugendliche betreiben Sport.

3 Ein Beispiel eines von mir kritisierten Medienberichtes: „Das Abenteuer der aus einer Höhle geretteten Schweizer lenkt die Aufmerksamkeit auf Hunderttausende, die jährlich in Europa und Amerika der Reiz der Unsicherheit in tiefe Höhlen, auf hohe Gipfel, in die Tiefsee oder auf entlegene Gletscher treibt. Die Übergänge zwischen sogenannter Erlebnispädagogik und **Extremsport** sind fließend, auch wenn Vertreter der Erlebnispädagogik gestern versuchten, angesichts des Höhlendramas die Gefahren herunterzuspielen. [...] Einfach „megageil" sei es, die eigenen Grenzen zu überwinden, schwärmt Extremkletterer Klaus B. Jeden Sonntag ein bisschen mehr. **Dass es gefährlich ist, mache gerade den Reiz aus**. Erst dadurch lerne man, den „inneren Schweinehund" zu überwinden. Für den Augsburger Psychologen Hans Hartmann sind Extremsportarten moderne Initiationsriten der Jugend, aber auch „Vergewisserungsrituale verunsicherter Erwachsener. [...] Für viele weckt erst die Aussicht auf Gefahr die Neugier auf Fremdes. Für die Sehnsucht danach, wenigstens einmal die Selbstkontrolle zu verlieren, **blicken immer mehr sogar dem Tod ins Auge**." (Keller 2001) In diesem Artikel werden alle Sportarten, die in der Natur geschehen, in einen Topf geschmissen: Canyoning, Höhlenforschen, Klettern, etc. Laut dem Autor des Artikels liegt der Reiz der Ausübung all dieser Sportarten in der Gefährlichkeit.

4 Als Flow-Erlebnis bezeichnet Csikszentmihaly das „Aufgehen im Tun", das „Verschmelzen von Handlung und Bewußtsein" bei autotelischen Tätigkeiten (von griechisch: auto = selbst und telos = Ziel), d.h. bei einer Tätigkeit, die „vom Ausübenden zwar eine formelle und beträchtliche Energieaufwendung verlangt, ihm aber wenig oder gar keine konventionellen Belohnungen bringt" (Csikszentmihalyi 1987, 30). Elemente des Flow-Erlebnisses sind das „Vergessen der eigenen Identität, bedingt durch die Zentrierung der Aufmerksamkeit auf ein beschränktes Stimulusfeld – Selbstvergessenheit nicht im Sinne eines Verlustes des Kontaktes zur eigenen physischen Realität, sondern das Vergessen des Selbst-Konstruktes"; ein weiteres Merkmal ist die Tatsache, dass die Aufgabe im Bereich der „Leistungsfähigkeit des Ausführenden" liegt, ihn also weder unter- noch überfordert; eines der wichtigsten Elemente des Flow-

Diese Aussagen implizieren auch, dass Jugendlichen, lediglich um den Kick zu erreichen, höhere Risiken eingehen als Erwachsene. Da ich selbst seit vielen Jahren Klettern, Wildwasserfahren und ähnliche Trend- und Natursportarten ausübe, fühlte ich mich in vielen Aussagen auch persönlich kritisiert und nicht verstanden.
Wie bereits oben erwähnt, bestehen zwar wissenschaftliche Annahmen zu der Thematik „Extremsportarten", die auch Gründe für das Betreiben[5] und Ansteigen[6] von Extremsportarten liefern, aber nur wenige beziehen sich auf jugendliche ExtremsportlerInnen[7]. Annahmen, die darüber hinaus nicht immer von Wissenschaftlern, die in diesem Gebiet (genug) Erfahrung haben, erstellt wurden.
Aus obigen Gründen erklärt sich die Relevanz einer Untersuchung über die Risikobereitschaft Jugendlicher bei Extremsportarten. Da eine Untersuchung aller

---

Erlebnis ist das Kontrollgefühl, das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben; weiters treten beim Flow-Erlebnis „gewöhnlich zusammenhängende und eindeutige Handlungsanforderungen auf und klare, ebenso eindeutige Rückmeldungen an die handelnde Person erfolgen, d.h. dass Ziele und Mittel logisch geordnet sind" (ebd. 61f.).

5 Nach Cube (1990) ist es das Verwandeln der Unsicherheit in Sicherheit, was das Klettern so reizvoll macht. „Wir wollen das Neue in Erfahrung bringen, das Unbekannte bekannt machen. Damit wird der Sinn der Neugier klar: Das Neue ist der Reiz, es veranlasst uns, das Unbekannte zu untersuchen, aus dem Unwissen Wissen zu machen, aus dem Unsicheren das Sichere; Das Neue könnte für uns Ja, wichtig sein, nützlich oder gefährlich. Damit ist klar: Der Sinn der Neugier ist Sicherheit." (ebd. 31). Sicherheit benötigt also zuerst einmal das Gefühl der Unsicherheit, das wiederum einen Neugierreiz produziert. Dieser Reiz wird durch das Befassen mit etwas Neuem befriedigt und nur durch ein erfolgreiches Lösen des Problems wächst Sicherheit. War die Problemlösung erfolgreich wird sie abgespeichert, wiederholt, automatisiert. Durch diesen Zuwachs an Sicherheit werden Zusammenhänge und Gesetze erkannt. Im Beruf, Studium, Schule mangelt es nach Cube an Reizen: es wird nichts Neues geboten, keine Reize, keine Anforderungen gestellt, deshalb werden diese Neugierreize in der Freizeit gesucht.

6 Bei Beck und Beck-Gernsheim (1994) wird die vermehrte Tendenz zur Eingliederung in Gruppen oder Handlungsmuster in den letzten Jahren auf die „Individualisierung" in modernen Gesellschaften zurückgeführt. Anstelle der traditionellen Vorgaben, die auch mit einer beträchtlichen Handlungsbeschränkung und -einschränkung verbunden waren, treten nun institutionelle Vorgaben der modernen westlichen Gesellschaft um die man sich „aktiv bemühen muß" (Beck/Beck-Gernsheim 1994, 12f.). Individualisierung führt demnach zu einem Zwang Entscheidungen zu treffen, eine „aktive Eigenleistung der Individuen wird nicht nur erlaubt, sondern gefordert" ohne Rückhalt auf traditionelle Strukturen wie Familie, etc. (ebd.14). Das „überforderte Individuum sucht nach Instanzen psychischer und sozialer Intervention, die ihm die Angst vor der Freiheit abnehmen und mindern sollen" (ebd. 19). Das Individuum entscheidet sich für irgendwelche Mitgliedschaften, wählt „zwischen Lebensstil-Angeboten und Teilzeit-Aktivitäten um sich so sein Lebensstil-Paket selbst zusammen zu basteln" und um eine erste Orientierung zu erlangen (Vgl. Hitzeler/Honer; Zit. ebd. 307.).

Opaschowski (1983) begründet die „sich ständig steigernde Erlebnissuche" und die damit verbundene Zunahme an sportlichen Freizeitaktivitäten durch die „Angst vor innerer Leere und Langeweile" (Opaschowski 1983, 81). Die Zahl der Sportausübenden hat sich, laut Opaschowski, in den letzten dreißig Jahren in der Bundesrepublik Deutschland fast verdoppelt hat (ebd. 56). Die Grundlage seiner Untersuchung war für Opaschowski die Tatsache, dass es ab den 60er Jahren zu Arbeitsverkürzungen gekommen ist und in der Folge immer mehr „Freizeit" entstand. Orientierte sich noch 1960 die Mehrheit der Deutschen an der traditionellen Berufsethik, bei der die Arbeit als des Lebens Sinn galt und Freizeit lediglich eine Funktion der Pause hatte, so ergab eine 1982 durchgeführte Untersuchung, dass die Freizeit wichtiger sei als die Arbeit (Vgl. ebd. 29.). Aus obigen Gründen haben sich in den 80er und 90er Jahren Lebenswerte und Lebensziele dahingehend verändert, dass die „persönliche und soziale Selbstverwirklichung im freizeitkulturellen Lebensstil mehr Entfaltungs- und Erfüllungsmöglichkeiten als am Arbeitsplatz und in der beruflichen Leistung" findet (ebd. 80).

7 „Was glauben Sie, warum so viele junge Leute so wilde Sachen machen, warum Snowboarder in labile Hänge einfahren, warum Liftsurfer den Kopf so spät wie möglich aus der schließenden Tür ziehen? Um sich, das ist meine These, ihres Instinkts zu vergewissern. Um einmal mehr sicher zu sein, tatsächlich leben zu wollen." (Peskoller zit. bei Strobl 2001) Hier seien auch zwei themenspezifische Bücher von Peskoller erwähnt: „BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe" (1998 bei Eichbauer). „Extrem" (2001 Böhlau/Wien).

Extremsportarten allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, widme ich mich im Besonderen dem „Felsklettern“, einer bei Jugendlichen beliebten Sportart[8].
Durch die Beschreibung an der Erfahrung (Vgl. „Präzisierung der Problemstellung.) will ich mich dem „Felsklettern“ nähern. Durch die Interviews mit jugendlichen Felskletterern wurden authentische Einschätzungen aufgenommen. Ihre Eindrücke bilden, in Form von Interviewpassagen, den Leitfaden dieser Arbeit. Sie werden thematisch geordnet, durch Interpretationen verbunden und theoretische Teile ergänzt

Um erste inhaltliche Grundlagen für den weitern Forschungsverlauf festzulegen, wird im ersten Abschnitt dieser Arbeit die Bedeutung der in der Fragestellung verwendeten Wörter geklärt und das Forschungsthema präzisiert.
Im zweiten Abschnitt wird die empirische Vorgangsweise beschrieben und einige offene Fragen, die ich den Interviewten gestellt habe, angeführt.
Im dritten Abschnitt der Arbeit wird den verschiedenen qualitativen Bedeutungen des Wortes „Klettern“ nachgespürt. In der Beschreibung des Zuges, dem kurzen Moment zwischen Stabilität und Labilität, zwischen Spannung und Entspannung, wird versucht, sich qualitativ der „Bewegung Klettern“ zu nähern. Präzise Wahrnehmung bedingt das Weiterkommen und wird beim Klettern nur durch das Einswerden aller Sinne erreicht. Die Haut als „*sensorium commune“* vereinigt in sich alle Sinne und erzeugt Intensität (Serres 1993, 88). Erreicht wird diese Qualität beim Klettern „am Limit“, an der Grenze zwischen dem Kletternden und etwas Fremdem, die an der eigenen körperlichen Begrenztheit spürbar wird. Nicht nur Wahrnehmungen und Bewegungen passt der Kletternde an diese Grenzen an, sondern auch den „Handlungsablauf Klettern“. Der Handlungsablauf gleicht strukturell dem Spiel, besteht aus Ritualen, prägt den Lifestyle der Kletterer, in den ein kurzer Einblick gegeben wird. Der Versuch die „Szene-Welt Klettern“ zu skizzieren, bildet den Abschluss des dritten Abschnittes.
Im vierten Abschnitt geht es grundsätzlich um Quantitäten des Kletterns. Noch einmal wird die Bewegung „Klettern“ beschrieben, dieses mal aber als etwas „rein Physiologisches und Physikalisches“. In einem weiteren Kapitel wird der geschichtlichen Entwicklung des Kletterns nachgespürt, um die gegenwärtige Sportart in einen historischen Kontext bringen, Veränderungen und Einstellungen verfolgen und Diskussionspunkte verstehen zu können. Das Resultat dieser Entwicklung ist die gegenwärtige Vielfalt an Spielarten, sowie eine vorläufige Begrenzung der Schwierigkeitsskalen nach oben hin, durch die das Klettern zu etwas Messbarem und Vergleichbarem geworden ist.
Im Anhang sind die Originalversionen der Interviews, aus denen immer wieder Ausschnitte im Verlauf der Arbeit zitiert wurden, zu finden.

Den Leitfaden der beiden Abschnitte, in denen versucht wird, Klettern hinsichtlich seiner „Qualitäten“ bzw. „Quantitäten“ zu beschreiben, bilden Interviewpassagen (in `Courier New` abgedruckt), doch kommt ihnen in den einzelnen Abschnitten eine differenzierte Bedeutung zu. Im ersten der beiden Abschnitte liefern die Interviewpassagen eine Vielzahl an Bildern und Eindrücken, durch Interpretationen meinerseits werden sie thematisch geordnet und untereinander verbunden. „Schlüsselbegriffe“ wollen hier bestimmten Phänomenen

[8] „Nach einer Erhebung des Fessel-Institutes interessieren sich je 33% der 14-24jährigen Österreicher für Mountainbiken und Rafting, 29% für Skitouren, 15% für Sportklettern und 13% für alpines Klettern. Die Zahl der Snowboard-Interessierten wurde nicht erhoben, dürfte aber im Spitzenfeld liegen.“ (Unveröffentlichter Sub-Auftrag der Alpenvereinsjugend im Rahmen der Jugendstudie 1995, aus Töchterle, Luis: „Risk&Fun“, Krems 1999).

verstärkt nachspüren, Bedingungen aufzeigen und auf geschichtliche Entwicklungen hinweisen. Die etymologischen Bedeutungen der jeweiligen Schlüsselbegriffe bilden den Anfang der einzelnen Teilkapitel. Sie klären semantische als auch etymologische Inhalte des jeweiligen Wortes, lassen Verbindungen und erste Gedanken entstehen. Im anschließenden Abschnitt lenken die einzelnen Interviewpassagen die Aufmerksamkeit auf gewisse quantitative Komplexe, die für die Beschreibung des „Kletterns“ unerlässlich sind. Diese Komplexe sind schon Erforschtes, die zusammengefasst und abgedruckt wurden. Die Interviewpassagen werden aber trotzdem in die Texte eingebaut, um sie zu ergänzen und die Bedeutsamkeit der einzelnen Thematiken zu unterstreichen.

Einige mag es verwundern, dass in meiner Arbeit alle Interviewpartner einfach als „Kletterer“ oder „Kletternder“ bezeichnet werden, ohne geschlechtspezifische Differenzierung: diese Tatsache gründet nicht im Nicht-Wahrnehmen(-Wollen) der Kletterinnen! Abgesehen von sprachlicher Vereinfachung wird durch die Verwendung der maskulinen Formen auch der Tatsache Rechnung getragen, dass diese Sportart von Männern dominiert wird. Außerdem wurden geschlechtsspezifische Differenzen in den einzelnen Bereichen des Kletterns, die es ohne Zweifel gibt (Vgl. „Unfallstatistiken“.), meinerseits in dieser Arbeit nicht berücksichtig. Als Kollektivum aller kletternden Personen verwende ich deshalb die maskuline Form „der Kletterer“ bzw. „der Kletternde“. Weiters wird der „Kletternde“ als *nomen agentis* zur Bezeichnung der Person, die momentan die Bewegung „Klettern“ ausführt, der „Kletterer“ hingegen zur Beschreibung einer der Szene-Welt „Klettern“ zugehörigen Person verwendet.

Mit dieser Arbeit begebe ich mich auf einen Weg entlang einer Grenze. Diese Grenze bestand schon davor und wird weiterhin bestehen bleiben, zwischen den Bereichen der Empirie und Theorie. Den Weg habe ich verlassen, um mich entweder dem einen oder dem anderen eine zeitlang zu widmen und zu versuchen, die Verbindungen, die zwischen ihnen bestehen, zu finden und in schriftlicher Form abzudrucken. Es gestaltet sich schwierig, immer wieder auf den Weg zurückzukommen und weder dem einen, noch dem anderen Bereich gänzlich verhaftet zu bleiben. Die Grenze hilft mir eine Ordnung zu erkennen und gemäß ebendieser die Interviewpassagen thematisch zu verbinden. Erkannt habe ich mich als Grenzgängerin allerdings dann, wenn ich mir der Schwierigkeit bewusst wurde, das, was ich fühle und denke, durch Sprache und Schrift zu formulieren.

> „Die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke ... Daher habe ich jedes Mal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich jemanden mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht alles zeigen kann und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden.“ (Kleist zit. bei Wulf in Kamper/Wulf 1992, 13)

Die Worte dieser Arbeit beinhalten dennoch genügend Informationen, um das Denken des Lesers hin zu Gedachtem zu lenken. Um dem Leser trotzdem noch Raum zu lassen für eigene Gedanken und sein Denken nicht durch den Überfluss an Informationen zu blockieren, habe ich mich entschieden, nur mit Worten und ohne Fotos Bilder des „Kletterns“ entstehen zu lassen.

extrem (seit dem 17.Jh.) *Adj.* Entlehnt aus lateinisch *extrēmus*, dem Superlativ von lateinisch *externus* ‚außen', zu lateinisch *ex* ‚aus, heraus'. (Kluge 1999, 242)
Sport (seit 19.Jh.). Entlehnt aus neuenglisch *sport*. Dort gekürzt aus *disport* ‚Vergnügen', das entlehnt ist aus mittelfranz. *deportare* ‚sich betragen, sich vergnügen', das zu lat. *portāre* ‚tragen' gebildet ist. (Kluge 1999, 782)

BEGRIFFSKLÄRUNG: EXTREMSPORTARTEN

Die Gruppe der Extremsportarten gehört zu den Trend- und Natursportarten. Der speziellen Definition der Extremsportarten geht eine allgemeine Beschreibung der Natur- und Trendsportarten und ihrer Entwicklung voraus.

Trend- und Natursportarten haben sich aus ursprünglichen Sportarten, nämlich aus dem Skilanglauf (ungespurt), alpinen Skilauf (auf unpräparierten Hängen), Bergwandern, Bergsteigen und Faltbootfahren, entwickelt.

> „Der Begriffsteil *Natur*sportart rekurriert einerseits auf die Sporttreibenden selbst, die ihre Sportarten so bezeichnen, andererseits darauf, dass die Sportarten üblicherweise in der freien „Natur" ausgeübt werden. [...] Der Begriffsteil „Trend" ist definitorisch nicht so einfach zu erfassen. Wann ist ein Trend ein Trend und keine Mode mehr? [...] Mit den Unterscheidungsebenen Kennzeichen, Träger der Sportart, Beachtungsgrad, Kommerzialisierungsgrad, Organisationsgrad sowie der Beschreibung der Bedingungen für den Übertritt in die nächste Phase kommen sie [Lamprecht/Stamm] zu einem differenzierten Analyseraster, mit dem sich die einzelnen Sportarten auf ihre „Trendigkeit" hinklopfen lassen." (Egner in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 14).

Trend- und Natursportarten sind relativ junge sportorientierte Freizeitaktivitäten, die in den letzten fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren eine starke Zunahme und eine immer weiter fortschreitende Ausdifferenzierung erfahren haben. Diese Entwicklung ist, laut Egner, ein Resultat der gesellschaftlichen Veränderungen der westlichen Industrieländer seit den 60er und 70er Jahren. „Die ‚Klassengesellschaft' ist in den letzten Jahren insgesamt eine Etage höher gefahren" (Beck 1986, 122). Kennzeichen dieser Veränderungen ist ein „kollektives Mehr" an Möglichkeiten der Lebensgestaltung, d.h. ein allgemeiner Anstieg der Lebensstandards, die Zunahme der arbeitsfreien Zeit, die Expansion der Bildungsmöglichkeiten, ein allgemeiner Zuwachs an (räumlicher und sozialer) Mobilität, sowie die Auflösung starrer biographischer Muster. Der oder die Einzelne werden aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen, im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge herausgelöst, und somit selbst zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen – sie selbst werden zum Akteur ihrer marktvermittelnden Existenzsicherung und ihrer Biographie. Herauslösung aus traditionellen Mustern bedeutet aber auch einen Verlust von Sicherheiten, in Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitenden Normen. Biographie wird selbstreflexiv, offen,

entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt. Entscheidungen werden gefordert und somit entsteht ein aktives Handlungsmodell des Alltags, das das Ich zum Zentrum hat: Individualisierung[1] (Beck 1986). Konsequenzen dieser selbst getroffenen Entscheidungen müssen allerdings auch alleine getragen werden. Waren früher wichtige Ereignisse meist Schickschalsschläge, die weder vorhersehbar, noch verantwortbar waren, so werden heute negative Ereignisse als Folge des persönlichen Versagens gesehen. Wir werden also, laut Beck, von unserer objektiven Lebenssituation ständig dazu gezwungen, Unterscheidungen in der Entscheidungsfindung nach ästhetischen Kriterien zu treffen. Die Wahlmöglichkeit zur Selbstkonstruktion des Subjekts erscheint immer mehr als Zwang, denn als Freiheit.

> „Das Leben schlechthin ist zum Erlebnisprojekt geworden. Zunehmend ist das alltägliche Wählen zwischen Möglichkeiten durch den bloßen Erlebniswert der gewählten Alternativen motiviert. [...] Der Begriff des Erlebnisses ist mehr als ein Terminus der Freizeitsoziologie. Er macht die moderne Art zu leben insgesamt zum Thema. [...] Erlebnisorientierung ist die unmittelbarste Form der Suche nach Glück. [...] beim erlebnisorientierten Handeln richtet sich der Anspruch ohne Zeitverzögerung auf die aktuelle Handlungssituation,...“ (Schulze 2000, 14)

Die Orientierung im Leben der Menschen des 20. Jahrhunderts hat sich, so Schulze (2000), von einer Überlebensorientierung zur Erlebnisorientierung gewandelt. Das Erleben wird vom Nebeneffekt zur Lebensaufgabe: das „Erleben des Lebens rückt in den Mittelpunkt“ (ebd. 35). Trend- und Natursportarten bieten eine Möglichkeit, diese Erlebnisorientierung zu verwirklichen, da auch in ihrem Mittelpunkt „das Erleben eines ultimativen Erlebnisses steht. [...] Die starke Zunahme von neuen Sportarten, sowie ihre fortschreitende Ausdifferenzierung belegen diese Annahme.“ (Vgl. Egner in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 7.)

Unterteilung der Trend- und Natursportarten:

Trend- und Natursportarten weisen – trotz ihrer Ausdifferenzierung in einzelne Sportarten – strukturelle Gemeinsamkeiten auf, wie die „Action“- oder Erlebnisorientierung, die stark individualisierte Sportausübung, den Rückgriff auf Körperlichkeit und die Verknüpfung mit Lebensstilelementen, den Einsatz technischer Sporthilfsmittel, die zunehmende Extremisierung, die hohe Mobilität der Sporttreibenden, eine fortschreitende Ausdifferenzierung immer neuer Sportarten und Variationen, und die zunehmende Verzahnung von „trendigen“ Sportarten mit Angeboten und Entwicklungen von Industrie, Handel und Tourismus (Vgl. ebd. 9.).

---

[1] Individualisierung erfolgt in dreierlei Hinsicht: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge, Verlust von traditionalen Sicherheiten in Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitenden Normen und eine neue Art der sozialen Einbindung. (Beck 1986, 205f.)

Für die Differenzierung der verschiedenen Trend- und Natursportarten wurden folgende Kategorien verwendet: das zentrale Merkmal (der Kern, auf den sich eine Sportart reduzieren lässt), der Raumbezug (die Gebundenheit an einen ganz spezifischen Raum), die Raumwirkung (Auswirkung einer Sportart auf den Natur- und Kulturraum), die Notwendigkeit von Training und Vorbereitung, und das Risikopotenzial. Daraus resultierend wird zwischen fünf Sportarten unterschieden: *Fun Sports, Thrill Sports, Extreme Sports* und *Soul Sports*.

	Fun Sports	**Thrill Sports**	**Extreme Sports**	**Soul Sports**
Zentrales Merkmal	SPASS haben mit Abenteuer-charakter	KICK durch extreme Situationen	subjektives Erleben der KÖRPERLICHEN GRENZE aufgrund der Wahl der Sportstätten	GENUSS etwas mit dem eigenen Körper zu tun
Raumbezug	unspezifisch, Naturraum bis Kunstraum, abhängig vom Angebot	unspezifisch, Thrill liegt in der Handlung selbst	sehr spezifische Naturlandschaft, Lebensfeindlich-keit der Naturlandschaft korreliert mit Status des Extremen	gruppen-spezifische Auswahl der Sportlandschaft
Raumwirkung	überwiegend kurzzeitig	überwiegend kurzzeitig	(zunächst) keine	groß (aufgrund der Masse)
Training/ Vorbereitung	nein	möglich	unabdingbare Vorraussetzung	notwendig
Risiko	hoher Absicherungs-grad, nur Restrisiko	sehr hohes Risiko	hohes Risiko	minimiertes Risiko durch Einsatz von Technik

Extreme Sports:

Das zentrale Merkmal der *Extreme Sports* ist das „subjektive Erleben der körperlichen Grenzen“ aufgrund der Wahl der Sportstätten, die dabei oft sehr spezifisch sind. In der Regel sind es für den Menschen extreme oder unwirtliche Naturlandschaften wie Wüsten, Hochgebirge, Höhlensysteme, Meere und Ozeane oder Regionen im ewigen Eis. Durch die gewählten Sportstätten selbst ergeben sich Gefahren, von denen ein großes Risiko, körperlich in Mitleidenschaft gezogen zu werden, ausgeht. Intensives Training und eine professionelle Vorbereitung sind in diesem Zusammenhang unabdingbare Voraus-setzungen.

Da Extremsportarten in der Regel nur von einer sehr kleinen Gruppe von SportlerInnen ausgeübt werden, die im übrigen keinen Wert auf sportartspezifische Infrastruktur legen, sind die Auswirkung auf den Raum dabei zunächst begrenzt.

Zur Gruppe der Extremsportarten gehören, per definitionem, beispielsweise Eisklettern, Höhlentauchen, alpines Felsklettern und Wildwasserfahren. Trotz der Abgrenzung der Extremsportarten überschneiden sie sich mit anderen Formen der Natur- und

Trendsportarten. Beispielsweise beginnt man nicht mit der extremen Ausübung einer Sportart, sondern erst mit der Soul-Variante ebendieser. Jede Soul Sportart kann wiederum bei extremer Ausübung Charakterzüge einer Extremsportart aufweisen. (Vgl. ebd. 59f.)

Laut obiger Definition der „Extremsportarten“ nach Escher, Egner und Kleinhans kann nur das Felsklettern im alpinen Gelände und/oder in oberen Schwierigkeitsgraden zu dieser Untergruppe der Natur- und Trendsportarten gezählt werden, da nur in diesen Formen „körperliche Grenzen“ erlebt werden können (Vgl. ebd. 62.). Aber auch der Extremsportart Klettern geht die „Soul“-Variante ebendieser voraus: Das Durchsteigen „extremer“ Klettertouren ist meist erst nach jahrelangen Ausüben des „Soul-Sports“ Klettern, nach intensivem Training – und einer damit einhergehenden Leistungssteigerung – und professionellem Vorbereiten möglich. Auch meine Interviewpartner haben mit dem „Soul Sport“ Klettern begonnen und führten diese einige Jahre lang aus, bevor sie sich der Extremsportart widmeten. Leider habe ich keinen Jugendlichen, der jünger als 22 Jahre ist, gefunden und der Klettern bereits in seiner extremen Form ausübt.

Ein Merkmal der Soul-Sportarten ist – in Abgrenzung zu den Extremsportarten-, dass das „Risiko, sich [...] zu verletzen, durch den Einsatz modernster Technik und Materialien minimiert wird“ und dieser „hohe Aufwand an Sicherungstechnik das Verletzungsrisiko gegen Null gehen lässt“, während bei Extremsportarten „nicht alle Gefahren durch den Einsatz von Techniken ausgeschaltet werden können“, da sich viele Gefahren durch die ausgewählten Sportstätten selbst ergeben (Vgl. ebd. 63, 59.). Da der „Soul Sport“ Klettern die Basis der extremen Form darstellt, bleiben die Risken von Gefahren der ersteren auch in der extremen Variante bestehen, in der allerdings noch das Risiko von Gefahren hinzukommt (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko“, speziell die Unterscheidung von „Risiko“ und „Gefahren“.). In dieser Arbeit wird versucht, auf beide Risiken einzugehen.

Jugend *f.* (seit dem 8.Jh.). Mittelhochdt. *Jugent*, althochdt. *jugund*, altsächsisch *juguð* aus westgerm. **jugunþi- f.* ‚Jugend', auch in altengl. *gēoguþ.* Die westgermanische Form ist entstanden aus **juwunþi-* mit Übergang von *w* zu westgerm. *g*. Es handelt sich um ein *ti*-Abstraktum zu indogerm. **ju(w)ṇ* Adj. ‚jung' in altind. *yúvan-*, lateinisch *iuvenis*, altir. *óa* ‚jünger', lit. *jáunas*. Parallele Abstrakta sind lat. *Iuventus* altir. *oítiu.* Das Gotische (*junda*) und das Altnordische (*æska* aus **junhiskā)* haben die für den Wandel zu *g* kritische Lautumgebung gemieden. (Kluge 1999, 412)

BEGRIFFSKLÄRUNG: JUGEND

Historische Entwicklung des Begriffs „Jugend"

> „Natürlich wußte ich aus eigener Erfahrung, auch wenn ich es nur sehr, sehr ungern zur Kenntnis nahm, daß „die Jugend" keinen monolithischen Block darstellte, nicht nur Aufbruch und Hoffnung, Rebellion und (politisches) Engagement verkörperte, sondern leider stets auch Wiederkäuer sämtlicher Dummheiten und spießiger, autoritärer und rückwärtsgewandter Ideen der Menschheitsgeschichte war." (Farin 2001, 10)

„Ähnlich wie die ‚Kindheit' ist auch die ‚Jugend' ein Projekt der Moderne, und ähnlich wie das Kind wurde auch der Jugendliche als etwas Schützenswertes, das im Stillen reifen sollte, bevor es in den Lebenskampf eintritt, begriffen" (Hahn/Heinzlmaier/Zentner in Friesl 1999, 19). Als man „die Jugend" vor rund 120 Jahren im wachsenden Dschungel der großstädtisch-industriellen Ballungszentren entdeckte, glaubte man tatsächlich, so eine Art neue Menschenrasse gefunden zu haben, auf die bisherigen Regeln der kindlichen wie der erwachsenen Gesellschaft nur bedingt anwendbar seien. Ein einheitliches Jugendkonzept in unserem Kulturbereich existiert, laut Lutz Roth (1983), aber erst seit weniger als hundert Jahren.

Von Anfang an hatte die Jugend die Funktion, dass in ihr schulische und berufliche Ausbildungen, so wie die Ablösung von der Herkunftsfamilie erfolgen sollte. Der zukünftige Erwachsene sollte seine neuen Rollen als „autonome Produktions- und Konsumeinheit, als Sexualpartner und politisch-religiös-ideologisch integrierter Mitbürger erlernen" (Farin 2001, 27). Doch dieser Übergang vom Kind zum Erwachsenen, den man mit Hilfe von Erziehung und Kontrolle forcieren wollte, funktionierte nicht immer reibungslos.

In den 20er, 30er und 40er Jahren war die Betrachtungsweise der Jugendkultur wenig euphorisch, sie wurde primär als „Subkultur[1]" begriffen. „Der Begriff der Jugendsubkultur

[1] Das Präfix *sub-* mit der Bedeutung ‚unter' und ‚ein wenig' wurde in lateinischer Entlehnung ins Deutsche übernommen (Kluge 1999, 806). *Kultur* ist eine Entlehnung aus lateinisch *cultura*, zu lateinisch *colere* ‚pflegen, bebauen'. Gemeint ist zunächst der Landbau und die Pflege von Ackerbau und Viehzucht; im 17. Jahrhundert auf mittellateinisch *cultura animi* ausgedehnt, Erziehung zum geselligen Leben, zur Kenntnis der freien Künste und zum ehrbaren Leben' (ebd. 492). Der Kulturbegriff hat immer schon mit Sinngebung zu tun, er unterscheidet sich von dem eher funktionalen Begriff der Gesellschaft. „Kultur ist nicht einfach ein additiver Begriff, der Verhaltensweisen, Beziehungsmuster, Kommunikationsmuster, Werte und

betont den Unterschied zwischen der herrschenden Kultur und jenen jugendkulturellen Strömungen, die sich explizit von der Normalität absetzen, abweichendes Verhalten praktizieren und von ‚unten' her Widerstand und Veränderung in Gang setzen.[2]" (Leonhardt/ Schröder 1998, 17). Seinen Ausgangspunkt nahm das Subkulturkonzept von den sogenannten Gang-Studien, in denen das Verhalten von delinquenten Jugendlichen betrachtet und analysiert wurde.
In den 40er Jahren stellte die „Jugend" eine eigenständige Lebensphase mit spezifischen kulturellen Ausprägungen und einer distinkten Lebensweise dar, ein eigenständiges soziokulturelles Gebilde, das sich von der „adult culture" abebt ist. Talcott Parsons bezeichnete die Jugend, in bezug auf die Gegensätzlichkeit zur „adult culture", als „youth culture". Aber auch in gegenwärtigen soziologischen Diskursen wird der Begriff der Jugendkultur noch verwendet. So ist sie, nach Leonhardt/Schröder (1998), auch jetzt noch eine Teilkultur der Gesellschaft gegeben, „wenn die Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Weltanschauung, der Aktivitäten, der Kleidung, der symbolischen Handlungen, der Sprache und anderer Elemente eines Lebensstils zu einem Zugehörigkeitsgefühl führen, welches nicht ortsgebunden ist" (Leonhardt/Schröder 1998, 17f.). Die ähnlichen Deutungsmuster wirken wie ein soziokulturelles Orientierungssystem.

> „Jugendkulturen lassen sich nur verstehen, wenn man sowohl die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse der Jugendlichen untersucht wie auch die Bedeutung und den Sinn, den die Anschauung für die subjektive Lebensbewältigung der Einzelnen haben oder haben können." (ebd. 49f.)

In den 50er und 60er Jahren galt das Jugendalter als Statuspassage. Die Altersgruppe der Jugendlichen stellte eine zwar auffällige, aber unbeständige Verbindung dar, der man auf dem Weg zum Erwachsenwerden vorübergehend angehörte. Die Strukturfunktionalisten um R. Bell vertraten die Auffassung, dass Jugendkulturen und Peergroups lediglich einen Übergangscharakter im Hinblick auf den zu gelingenden Sozialisationsprozess haben. Jugendkulturelle Gruppenbildungsprozesse unterstützen den Erziehungsprozess, Auffälligkeiten jugendlichen Verhaltens waren somit völlig normal und gehörten zu einer Übergangszeit, die letztlich mit der vollständigen Integration in die „adult culture" endete. Dieser Ansatz der Jugend als „Gegenkultur" von R. Bell war eine eher mittelschicht-orientierte Zugangsweise.
In Folge der 68er-Kulturrebellion entdeckten Krimonologen und progressive Soziologen, dass es außer dieser Variante der „Gegenkulturen" der Mittelschichten noch eine zweite Variante von „Jugend" gab, nämlich die „Subkulturen" des Proletariats. Die Untersuchungen des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCS) in Birmingham bezogen sich vornehmlich auf die Arbeiter- und proletarische Jugendkultur in den 60er und 70er Jahren. Sie fokussierten hauptsächlich das Verhältnis zwischen der dominanten Kultur, im speziellen Fall der Kultur der herrschenden Klasse, und den Jugendkulturen. Aus der Analyse ergab sich folgende interpretatorische Konsequenz für Subkulturen: Subkulturen müssen mit ihren Stammkulturen Wesentliches gemeinsam haben, um als

---

Normen umfasst, sondern ein analytisches Konzept, mit dessen Hilfe die Art und Weise entschlüsselt wird, wie gesellschaftliche Individuen, Gruppen und Klassen in einem spezifisch historischen Kontext das Rohmaterial ihrer sozialen und materiellen Existenz handhaben und umsetzen" (Clarke 1979, 9f; Zit. bei Leonhardt/Schröder 1998, 49f.).

[2] „Da sich widerständige Elemente in den heutigen Jugendkulturen nur noch in Teilen finden lassen und die jeweiligen Stile aus immer wieder anderen Elementen zusammengesetzt werden, verwenden die meisten Autoren das „sub" nicht mehr." (ebd. 17)

deren Subkultur erkennbar zu sein. Sie müssten aber auch von ihren Stammkulturen wesentlich unterscheidbar sein, um als Subkulturen erkennbar zu sein. Diese Erkenntnisse brachten den Mythos einer autonomen Jugend-Phase jenseits der Erwachsenen-Gesellschaft zum Einsturz. „Die Jugend“, aus der klassen- und milieuspezifischen Perspektive betrachtet, entpuppte sich nun, selbst da noch, wo sie rebellierte, als Abbild ihrer jeweiligen Stammkulturen und deren sehr unterschiedlichen Lebensbedingungen. Doch neben den Paradigmen der Übergangsphase und der Gegenkultur hat sich in den 70ern und 80ern ein drittes Paradigma „der Jugend“ gebildet, die dem Status der Jugendlichen in der Gegenwart am ehesten gerecht wird. Jugend ist demnach eine eigene Existenzform, die nicht darauf abzielt, gegen die Erwachsenenwelt zu leben, sondern parallel zu ihr zu bestehen. (Zusammenfassung nach Hahn/Heinzlmaier/Zentner in Friesl 1999, 11f.)

Betrachtet man den gegenwärtigen Status und die Vorraussetzungen der Jugend kann ganz allgemein festgestellt werden, dass der Grad persönlicher Entscheidungsfreiheit auf individueller Ebene für Jugendliche während des 20. Jahrhunderts gewachsen ist. Jugendliche haben heute aufgrund eines „Kollektiven Mehr“ und der Tendenz zur Individualisierung mehr Möglichkeiten, die Dauer ihrer Jugend und den Übergang ins Erwachsenenalter zu beeinflussen. Auf struktureller Ebene führten diese gewachsenen Freiräume zu einer Verschiebung der die Jugend beschreibende Grenzzone in einen Bereich um das vierzigste Lebensjahr herum. Jugend erscheint nun als erste Phase der Zugehörigkeit zu einem der „jüngeren Milieus“[3]. Das heißt, dass ursprüngliche jugendtypische soziale Stile inzwischen eine wesentlich breitere Altersstreuung aufweisen und weit jenseits der ‚traditionellen Altersgrenze’ von 20 Jahren immer noch normal sind (Vgl. Schulze 2000, 368f.).

Außerdem wurde „das Jung-Sein als Wert in den Mittelpunkt gerückt, die Gesellschaft wurde juvenilisiert“ (Hahn/Heinzlmaier/Zentner in Friesl 1999, 19). Jugendlichkeit ist ein Teil der Erwachsenenkultur geworden, da gesellschaftlich ein „kategorischer Imperativ zur Jugendlichkeit“ herrscht (Friesl/Polak in Friesl 2001, 16). Die „Juvenilisierung der Gesellschaft“ und die Verschiebung der Altersgrenze für Jugendlichkeit in die mittleren Jahre haben die „Jugendlichkeit zu einer langfristigen Lebensform kultiviert“ (Schulze 2000, 370). Die Wertehaltungen und Einstellungen, der Jugendszenen und ihrer Welten betreffen nahezu alle Altersgruppen der Konsumgesellschaft. Jungsein gehört schon lange nicht mehr den Jugendlichen allein und „die Jugendkultur“ wurde durch ihre Verallgemeinerung abgeschafft.

Doch die Entwicklung des Phänomens „Jugend“ ist nicht nur in eine Richtung an den gesellschaftlichen Wandel gekoppelt. Diese zwei Entwicklungen beeinflussen sich gegenseitig: Die Jugend hat, ganz allgemein, den Blick weggelenkt von den innengeleiteten Prinzipien einer Produktions- und Disziplinargesellschaft, hin zu den außengeleiteten Prinzipen einer Konsum- und Kontrollgesellschaft, in der Tugenden wie Geld ausgeben, Stil, schnelle Bedürfnisbefriedigung und Lustgewinn im Mittelpunkt stehen. Die Jugend hat durch ihre Revolte einen Beitrag geleistet, dass sich die Verhältnisse hin zu einer Kontrollgesellschaft ändern. „Insofern haben die jugendlichen Bewegungen den gesellschaftlichen Wandel befördert und aufgrund des gesellschaftlichen Wandels sind auch die Bedingungen des Aufwachsens andere geworden“ (Leonhardt/Schröder 1998, 27).

---

[3] Die Generation, die nach 1945 geboren wurde, wird als „Jüngeres Milieu“ bezeichnet (Schulze 2000, 371).

Wissenschaftliche Definitionen „der Jugend“:

> „Obwohl die Zahl der Jugendlichen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung in Österreich abnimmt, steigt der Anteil jener, die sich subjektiv der jungen Generation zurechnen: „Jugend“ dehnt sich immer stärker „nach oben und unten“ aus; das objektive Alter ist kein verlässliches Kriterium mehr für die Zugehörigkeit zur Kinder-, Jugend- oder Erwachsenengeneration.“ (Friesl/Polak in Friesl 2001, 16)

Aus demografischer Sicht beginnt Jugend mit 15 und endet ca. Mitte 20 (Kytir/Münz in Janig/Rathmayr 1994, 25). Dass es die Jugend als klassische Zielgruppe im Sinne der traditionellen sozialdemografischen Definition ohnehin nicht mehr gibt, ist allerdings heute im Allgemeinen akzeptiert.

Im juridischen Sinne sind Jugendliche „Personen vom vollendeten 12. bis zum vollendeten 18. Lebensjahr, ausgenommen verheiratete Personen sowie Präsenzdienst, Ausbildungsdienst oder Zivildienst leistende Personen“ (Landesgesetzblatt des Landes Salzburg Gesetz vom 10. Dezember 1998 über die Förderung und den Schutz der Jugend im Land Salzburg; §22). Die Definition der Jugend im juridischen Sinne und die damit verbundenen Jugend-Schutz-Gesetze sind mit der Freizeitgestaltung der „modernen“ Jugend allerdings nicht vereinbar. Eine Anpassung an die gegenwärtige „Jugendsituation“ wäre wünschenswert.

Aus biologischer aber auch aus entwicklungspsychologischer Sicht beginnt das Jugendalter mit der Geschlechtsreife bzw. mit der Pubertät. Als soziales Kriterium erscheint es zweckmäßig, Jugend mit dem Ende der Schulpflicht oder mit dem Erreichen der Strafmündigkeit, also derzeit mit dem 15. bzw. 14. Lebensjahr beginnen zu lassen. Für die Mehrzahl der jungen Menschen, insbesondere der jungen Mädchen, fallen die beginnende Geschlechtsreife und das Ende der Schulpflicht bereits um mehrere Jahre auseinander (Vgl. Kytir/Münz 1984, 29.).

Bis vor einigen Jahren war es auch sozialwissenschaftlicher Standard, die „Jugendlichen“ nur über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe zu definieren. Da es sich bei Definitionen der „Jugend“ in erster Linie um Forschungskonventionen handelt, welche die Vergleichbarkeit von Daten, die aus verschiedenen Studien hervorgehen, sicherstellen sollen, hat es sich eingebürgert, Jugendstudien auf die Altersgruppe der 14- bis 24jährigen einzugrenzen. In den letzten Jahren ist diese Altersgruppendefinition häufig als zu eng kritisiert worden. Als Definitions- oder Erschließungskriterium wird also neben bekannten Dimensionen auch die Integration in die modernen Jugendkulturen herangezogen. Das bedeutet, „dass man dann einer Person das Attribut ‚jugendlich’ zuweist, wenn sie in der Welt der Jugendkultur lebt, sich mit dieser auseinandersetzt und sich Symbole und Handlungsweisen von Jugendkulturen aneignet“ (Hahn/Heinzlmaier/Zentner in Friesl 1999, 10). Bedingt durch die längere Verweildauer im Bildungsprozess ist heute ein großer Teil der 20- bis 30jährigen noch in jugendkulturellen Kontexten integriert und damit der Jugend zuzurechnen.

Aufgrund dieser Überlegung und Einschätzung tendiert man zumindest in der sozialwissenschaftlich ausgerichteten Jugendforschung zu einer Altersgruppendefinition, die von den 11- bis zu den 29jährigen reicht. In sich differenziert sich diese Altersgruppe in drei Untergruppen: Häufig als „Kids“ bezeichnet werden die 11- bis 14jährigen; als „Jugendliche“ gelten die 15- bis 20jährigen; „junge Erwachsene“ ist eine gängige Bezeichnung der über 20jährigen. Diese grobe Differenzierung ist notwendig, da es neben den bestehenden kulturellen Gemeinsamkeiten auch altersspezifische Differenzierungen gibt. (Vgl. ebd. 10f.)

Das Hauptkriterium für die Zugehörigkeit zur „Jugend“ in dieser Arbeit stellt die Integration in die modernen Jugendkulturen laut Friesl dar und nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe (14-24 Jahre), wie es in vielen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen üblich ist. Da allerdings alle Interviewpartner älter als 22 Jahre sind, kann die Arbeit nicht für die gesamte Altersspanne der Jugendlichen Gültigkeit beanspruchen.

Risiko *n.* (seit dem 16.Jh.). Entlehnt aus italienisch *rischio* m., dessen weitere Herkunft nicht sicher geklärt ist. Span. *risco* bedeutet ‚Klippe', weshalb man an ‚Klippe' als Gefahr für Schiffe gedacht hat. Wahrscheinlicher ist aber eine Ableitung aus dem vorroman. **rixicare* zu lat. *rixāri* ‚streiten, widerstreben'; das Wort hätte also den unkalkulierbaren Widerstand im Kampf bezeichnet und wäre von dort aus verallgemeinert worden. Aber auch eine Entlehnung aus dem Arabischen ist zu erwägen. (Kluge 1999, 688)

BEGRIFFSKLÄRUNG: RISIKO

> „Ein Risiko zu kalkulieren heißt die Zeit zu beherrschen und die Zukunft zu disziplinieren." (Bonß 1995, 149)

Die Rede vom Risiko taucht in verschiedenen Disziplinen der Wissenschaft auf (z.b. Risikomanagement in der Wirtschaft, Risikofaktorenmedizin, Risikoängste in der Psychologie, Risikoprävention in der Pädagogik,...) und verbreitet sich in einer fast schon inflationären Form. Und trotz dieses unübersehbaren Aufschwungs des Risikodiskurses wurde der Begriff nicht präzisiert (Vgl. ebd. 29f.). Obwohl, laut Bonß, mit dem Versuch, diesen Begriff wissenschaftlich zu definieren auch immer mehr die Grauzone um die Begriffsbestimmung wächst, möchte ich versuchen, eine mir passend scheinende Definition von Risiko an (da für unser wissenschaftliches Zivilisationsbewusstsein der Grundsatz gilt, „solange Risiken nicht (wissenschaftlich) anerkannt sind, existieren sie nicht"), die allerdings „das Risiko" nur in einem bestimmten Kontext beschreibt und keine allgemeingültige Definition liefert (Beck 1986, 95f.).

Verfolgt man den Ursprung des Wortes, so findet sich die Rede vom „Risiko" zunächst in den italienischen Städten und Stadtstaaten des 12. und 13. Jahrhunderts, im Kontext des Fern- und speziell des Seehandels. Die Unsicherheiten, dass jederzeit ein Schiff untergehen oder der Weg unpassierbar sein könnte, wurden nicht als Gefahren, sondern eben als Risiken bezeichnet. Risiko hat schon hier etwas mit kalkulieren zu tun, zwischen Misserfolg und Erfolg, und dadurch wurden aus schicksalhaften Bedrohungen zu- und berechenbare Wagnisse. Risiken werden demnach eingegangen um Nichtkalkulierbares kalkulierbar zu machen (Vgl. Bonß 1995, 35f.).
Bonß erklärt den Begriff „Risiko" mit Hilfe eines übergreifenden Referenzrahmens, der die beiden Worte Ungewissheit und Unsicherheit, die im Englischen mit „uncertainties" ausgedrückt werden, einschließt.

> „Sowohl von der Wortgeschichte als auch vom disziplinären Sprachgebrauch in den Sozialwissenschaften her verweist „Ungewiß-heit" in diesem Zusammenhang eher auf die *erkenntnismäßigen*, „Unsicherheit" hingegen mehr auf die sozialen Perspektiven des Problems. [...] Statt dessen ist festzuhalten, daß der Terminus „uncertanties" vor allem dann verwendet

> wird, wenn übergreifend von Unsicherheit/ Ungewißheit die Rede ist, also nicht zwischen kognitiven und sozialen Aspekten differenziert wird.“ (ebd. 35)

Zwar ist nicht jede Ungewissheit ein Risiko, aber umgekehrt lassen sich alle Risiken als eine spezifische Form der Konstitution und Aneignung von Ungewissheit oder Unsicherheit darstellen. Die Unsicherheit hat zwei Seiten: die eine ist negativ und erzwungen, sie stellt eine Bedrohung dar; die andere erscheint gewollt und positiv, verweist auf neue Flexibilität und Gestaltungsmöglichkeit. „Risiko“ ist ein Typus von Unsicherheit der zweiten Gruppe, da es in der Regel aktiv eingegangen wird, damit verbunden ist seine Zurechenbarkeit und Verantwortbarkeit. Das Risiko zeichnet sich auch dadurch aus, dass man es durch ausreichende Informationen und Sensibilisierung der Wahrnehmung minimieren, aber nie gänzlich auslöschen kann.

> „Risiken sind keine universellen Angelegenheiten, sondern als ein evolutionär später Sonderfall von Unsicherheitshandeln zu begreifen, der nicht vorschnell generalisiert werden sollte.“ (ebd. 36)

Der Mensch strebte „in seinem Wesen zwar immer schon nach Sicherheit“ (ebd. 89), doch die bewusste Suche nach „Sicherheit“ kam erst auf, als Unsicherheiten vom Typus ‚Risiko’ dominiert wurden. „Es ist der Glaube an die Berechenbarkeit der Welt, das Prinzip der Kalkulation, der es erlaubt Unsicherheiten vom Typus ‚Risiko’ einzugehen und sie somit sicher erscheinen lässt“ (ebd. 96). Doch um alle potentiellen Bedrohungen zu beseitigen wäre eine vollständige Handlungslähmung notwendig. Um diesen Extremfall zu umgehen, kann durch selektive Wahrnehmung und eine Verbesserung der Informationsbeschaffung die Unsicherheit minimiert werden. Die „Restunsicherheit“, die für „riskante“ Unternehmungen per definitionem typisch ist, wird somit aber auch nicht kalkulierbar (Vgl. ebd. 154f.).

Bonß grenzt gleichzeitig den Begriff „Risiko“ von „Gefahr“ ab. Das erste Unterscheidungskriterium besteht in der Entscheidungsbezogenheit: „Gefahren sind subjekt- und situationsunabhängig, Risiken setzen demgegenüber stets die subjektbezogene Entscheidung für eine Unsicherheit voraus“ (ebd. 53). Der mögliche Eintritt etwa einer Naturkatastrophe ist als solcher eine Gefahr. Erst mit dem möglichen Hineinwirken eines solchen Ereignisses in den Entscheidungsvorgang kommt das Risiko zur Entstehung. Weiters können Gefahren als unbeherrschbare Unsicherheiten nicht verantwortet werden. Bei Risiken hingegen sieht dies anders aus, da sie sich gerade durch die Faktoren der Zurechenbarkeit und Verantwortbarkeit auszeichnen. Aber das heißt auch: „Unsicherheiten werden nur dann als Risiken wahrgenommen, wenn sie qua sozialer Konstruktion zurechenbar gemacht werden können (und zwar idealiter einem Aktor)“ (ebd. 53).

Wie im vorhergehenden Kapitel bereits erläutert wurde, bestehen beim alpinen Felsklettern Gefahren, die größtenteils durch die Sportstätte selbst, also das alpine Gelände, bedingt und nur gering bis überhaupt nicht beherrschbar sind. Diese Gefahren werden in der Fachliteratur als „alpine Gefahren“ bezeichnet: Früher wurde zwischen ‚objektiven’ und ‚subjektiven’ Gefahren im alpinen Gelände differenziert. Unter einer objektiven Gefahr verstand man die äußeren Umstände, wie Wetter, Gelände, Lawine (was mit der Definition von „Gefahr“ laut Bonß übereinstimmt), unter subjektiven Gefahren Fehleinschätzung der

eigenen Fähigkeiten, Fehlplanung der Tour und Ähnliches. Da aber auch viele objektive Gefahren erst durch Fehleinschätzungen zu subjektiven Gefahren wurden, ist diese Unterteilung nicht mehr zielführend. Man kann daher ganz allgemein feststellen, „daß alpine Gefahren Situationen sind, denen der Bergsteiger auf seiner Tour ausgesetzt ist, die ihn in seiner Gesundheit oder seinem Leben bedrohen“ (Vgl. Wabnig in Sicherheit im Bergland – Jahrbuch ’96.).

Zusammenfassend seien noch einmal die wichtigsten Merkmale des Risikos, auch in Abgrenzung gegenüber Gefahren, angeführt: Das Risiko gehört zu der Gruppe der Unsicherheiten, die positiv sind, auf Flexibilität und Gestaltungsmöglichkeit verweisen und vom Aktor gewollt und freiwillig eingegangen werden. Damit verbunden sind Risiken und ihre Folgen zurechenbar und verantwortbar. Dem entgegen gehören Gefahren zur Gruppe der bedrohenden und erzwungenen, also negativen Unsicherheiten. Sie sind subjekt- und situationsunabhängig, und somit nicht verantwortbar. Eine Gefahr wird allerdings dann zum Risiko, wenn der Aktor bewusst und freiwillig entscheidet, sich ihr auszusetzen.
Bezüglich des Risikos bei Extremsportarten sei noch einmal darauf hingewiesen, dass in dieser Untersuchung sowohl dem Risiko von Gefahren, die sich durch die ausgewählten Sportstätten selbst ergeben und mit einem großen unkalkulierbaren Restrisiko verbunden sind, Aufmerksamkeit zukommen soll, als auch dem Risiko, das durch das Einsetzen von technischen Hilfsmitteln größtenteils minimiert werden kann.
Da das „Risiko“ bei Extremsportarten in Anlehnung an die Risikodefinition nach Egner und Kleinhans (in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 59), als „die Wahrscheinlichkeit, sich bei der Sportart zu verletzen oder zu Tode zu kommen“, bezeichnet wird, wird mit anschließenden Statistiken und Diagrammen Aufschluss darüber gegeben, wie „riskant“ Felsklettern in Relation zu anderen Sportarten ist und welche Altersgruppe die Hauptrisikogruppe beim Felsklettern darstellt.

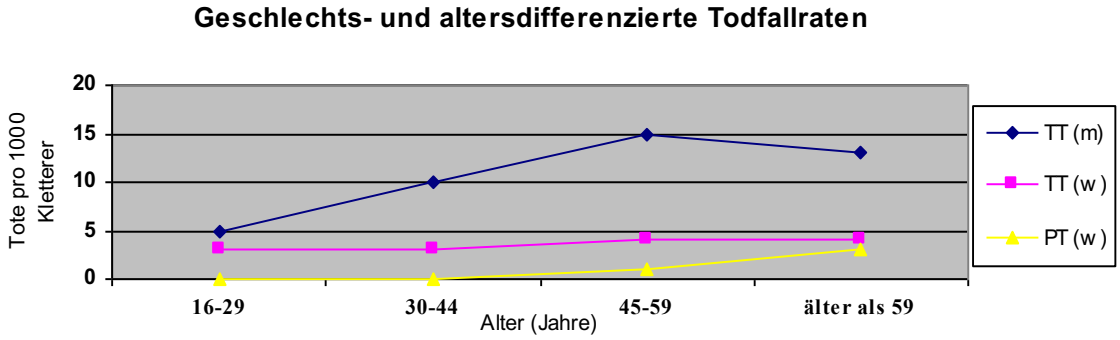
UNFALLSTATISTIKEN

Die beiden folgenden Statistiken basieren auf Datenerhebungen des Bundesministeriums für Inneres, die 1994 bezüglich der Unfälle der vorhergehenden 16 Jahre erhoben und vom Österreichischen Kuratorium für Alpine Sicherheit ausgewertet werden. Bei der Erhebung wurden Unfälle mit schwerer Verletzung und tödlichem Ausgang nahezu vollständig und jene mit leichten oder ohne Verletzung nur unvollständig erfasst. Die erhaltenen Daten wurden im Gesundheitsreferat des österreichischen Alpenvereins elektronisch gespeichert und analysiert. (Vgl. Sladek in Scheiring 1995, 105.)

Bergsportart	Anzahl der Sportausübenden	Todesfälle in 7 Jahren	TT %	PT %	Jährliche Todesfälle pro 100.000
Pistenschilauf	2.150.000	114	68	32	0,76
Tourenschilauf	656.000	84	86	14	1,83
Bergwandern	1.222.000	340	66	34	3,97
Fels- und Eisklettern	249.000	118	97,5	2,5	6,77

TT = Traumatische Todfallrate; PT = Plötzliche Todfallrate[1]

Laut obiger Tabelle kann gesagt werden, dass die Zahl der Kletterunfälle (allerdings ist dies die Summe von Fels- und Eiskletterunfällen) mit tödlichem Ausgang, prozentuell zu der Zahl der Sportausübenden, weitaus größer ist als bei anderen Bergsportarten. Diese Erhebung belief sich allerdings auf den Zeitraum von 1978 bis 1994. Vergleicht man die Anzahl der Unfälle beim Felsklettern von den Jahren 1995 und 1999, so kann festgestellt werden, dass die absolute Zahl der tödlich Verunfallten gesunken ist. Diese Zahl steht allerdings in keiner Relation zu der gegenwärtigen Anzahl der Sportausübenden. (Vgl. Sladek in Scheiring 1995, 105f. und Sladek in Scheiring 1999, 71f.).



Wie sich in obigem Diagramm gut erkennen lässt, liegt die Hauptrisikogruppe sowohl für traumatische Todfallraten, als auch für plötzliche Todfallraten, nicht bei der Altersgruppe der 16-29jährigen, sondern bei der Altersgruppe der 45-49 jährigen, und hier vor allem bei Männern. (Vgl. Burtscher in Scheiring 1996, 37f.)

[1] Der traumatische Todfall tritt durch Verletzungen, bedingt durch äußere Einwirkungen, ein. Der plötzlicher Todfall resultiert hingegen aus organischen Fehlleistungen (z.b. Herzinfarkt).

PRÄZISIERUNG DER PROBLEMSTELLUNG

Bezugnehmend auf die vorhergehenden Begriffsklärungen möchte ich einige grundlegende Erkenntnisse noch einmal anführen, um dadurch die Problemstellung zu präzisieren: Die Interviewpartner dieser Arbeit gehören nicht der „traditionellen Jugend“ an, sondern der Gruppe von Personen, die in die Jugendkultur integriert sind und nach ihren Werten und Normen leben. Von den vielen Spielarten und Disziplinen des „Felskletterns“ wird nur das Felsklettern im alpinen Gelände und im oberen Schwierigkeitsbereich als Extremsportart begriffen. Der Sportausübende wird in Extremsportarten mit zwei verschiedenen Formen von Risiko konfrontiert: einerseits mit dem Risiko von Gefahren, die sich durch die ausgewählten Sportstätten selbst ergeben und als Gefahren nicht beeinflussbar sind, und andererseits mit dem Risiko, das durch das Verwenden von technischen Hilfsmitteln und Materialien zum größten Teil reduziert werden kann (Vgl. Egner/Eschner/Kleinhans 2000.). Risiko wird bei Egner und Kleinhans als die „Wahrscheinlichkeit, sich bei der Sportausübung zu verletzen oder zu Tode zu kommen“ bezeichnet (Egner/Kleinhans in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 59), ist laut Bonß (1995) eine Unsicherheit, die gewollt und positiv erscheint, auf neue Flexibilität und Gestaltungsmöglichkeit verweist, und sich durch diese Merkmale von Gefahren unterscheidet. Das Risiko kann, im Allgemeinen, durch ausreichende Information, Sensibilisierung der Wahrnehmung (Bonß 1995) und, im Besonderen bei Extremsportarten, zusätzlich durch langjährige Erfahrung (Escher/Egner/Kleinhans 2000) minimiert – allerdings nicht vollkommen ausgeschaltet – werden. Die Tatsache, dass den Jugendlichen der risikoreduzierende Faktor der jahrelangen Erfahrung fehlt, könnte auf eine höhere Unfallrate in dieser Altersgruppe schließen lassen. Laut Unfallstatistik stellt die Hauptrisikogruppe allerdings die Gruppe der 45-49jährigen männlichen Kletterer dar, weshalb die langjährige Erfahrung nicht wichtigste Faktor der Risikominimierung sein kann. Aufmerksamkeit soll deshalb der Art und Weise der Wahrnehmung, also dem „Wie“, und folglich dem Umgang mit diesen Informationen der jugendlichen Extremkletterer zukommen. Es setzt sich aus Teilen der Erfahrung zusammen, wie Empfindungen, Wahrnehmungen, Eindrücken und Bildern. Das „Wie“ ist sowohl die Summe unzähliger Qualitäten als auch Quantitäten. Durch die Beschreibung an der Erfahrung will ich mich dem „Felsklettern“ und gleichzeitig dem Umgang mit der Risikobereitschaft nähern.

> Ihr habt den Gang der Gestirne bis ins Letzte erforscht, als eine Generation von Helden und Laboratoriums. Aber ihr kennt das Gestirn nicht mehr. Es ist nur noch ein Kapitel in Euren Studien und Büchern. Ihr wisst von den Sternen weniger als ein Kind. (Saint Exupery)

DAS QUALITATIVE INTERVIEW

In diesem Abschnitt möchte ich meine empirische Vorgangsweise vorstellen. Dabei habe ich mich hauptsächlich an die Richtlinien für qualitatives Forschen nach Froschauer und Lueger (1992) gehalten. „Die besondere Zielstellung des qualitativen Interviews besteht darin, umfassende Gedanken befragter Personen und deren Strukturen und Muster auf ein bestimmtes Thema zu beziehen in Zusammenhänge zu erfassen" (Steinert/Thiele 2000, 110). Das qualitative Interview erschien mir, aufgrund dieser Zielstellung, als die effektivste Methode, mich dem komplexen Thema „Klettern" zu nähern.

Sozialwissenschaftliche Forschungen untersuchen immer Einzelperspektiven hinsichtlich ihrer Dynamik im sozialen Kontext. Die Basis einer derartigen Untersuchung bildet inhaltlich eine Konzeption über den Aufbau der Gesellschaft. Diese Konzeption geht zurück auf Georg Herbert Mead (1978), der das Handeln einer Person immer im gesellschaftlichen Kontext betrachtete. Alle Handlungen, so Mead, sind durch die Strukturen der Lebenswelt beeinflusst, die eine Person umgeben. ‚Alle Handlungen' sind folgend auch Aussagen in Interviews, die niemals unabhängig von Lebenszusammenhängen bewertet werden dürfen und daher auch nie ‚zufällig' getätigt werden.

> „Der Einzelne hat eine Identität nur im Bezug zu den Identitäten anderer Mitglieder seiner gesellschaftlichen Gruppe. Die Struktur seiner Identität drückt die allgemeinen Verhaltensmuster seiner gesellschaftlichen Gruppe aus, genauso wie sie die Struktur der Identität jedes anderen Mitglieds dieser gesellschaftlichen Gruppe ausdrückt." (Mead 1978, 206)

Diese Wechselwirkungen zwischen den Personen und ihrer sozialen Umwelt werden immer über Kommunikation hergestellt. Sie ist wichtig, um zu erfahren, wie sich die Personen im Forschungsfeld selbst und ihre Umwelt erfahren und wie sie ihr Handeln gestalten. Eine Form der Kommunikation zwischen Forschendem und Person ist das Interview.

Die qualitativ orientierte Sozialforschung stützt sich neben den oben angeführten Vorstellungen über den Aufbau der sozialen Welt auch auf inhaltliche Regeln des Erkenntnisgewinnes. Die Regeln für die Datengewinnung kann man in zwei Grundprinzipien unterteilen – in das Prinzip der Offenheit und der Kommunikation (Vgl. Froschauer/Lueger 1998, 11f.).

Offenheit bezieht sich auf folgende Aspekte:

- die Forschungsfrage: sie ist im Untersuchungsverlauf immer wieder zu reflektieren und dem Forschungsstand anzupassen. Mein Leitmotiv war, die „Risikobereitschaft Jugendlicher in Extremsportarten am Beispiel vom Felsklettern" zu untersuchen. Ich bemerkte aber sehr bald, dass dieser Spezifierung Grundlagen vorausgehen mussten. Um

die Sportart Felsklettern möglichst vollständig erfassen zu können, setzte ich in meinen Interviews anfänglich überhaupt keine und später nur wenige Schwerpunkte.

- den Forschungsablauf: er muss flexibel an den Stand der Forschungsfragen und der spezifischen Materialerfordernisse abgestimmt werden. Das erste Interview diente mir als Orientierungsinterview. Auf diesem aufbauend interviewte ich dieselbe Person noch einmal, um bestimmten Aussagen intensiver nachzuspüren. Diese zwei Interviews bildeten die Basis anfänglicher Forschungen. Erst nach intensiver Beschäftigung mit theoretischem Material interviewte ich drei weitere Personen. Ich erhoffte mir von diesen Interviews, dass ich etwas Neues erfahren werde, um die Beschreibung dieser Sportart möglichst vollständig zu machen und Lücken auffüllen zu können.
- der Auswahl der in die Untersuchung einbezogenen Personen: diese Selektion ist je nach Anforderung des Forschungsfeldes und dem jeweiligen Interpretationsstand zu ergänzen. Ich hatte keine Vorstellungen darüber, wie viele Interviews ich würde führen müssen, um genügend empirisches Material zu haben, noch, wie schwierig es ist, Personen, die dieser Zielgruppe „Jugendlicher Extrem-Felskletterer“ entsprechen, zu finden (Vgl. Abschnitt „Begriffsklärungen“.). Nach fünf Interviews mit vier verschiedenen Personen – darunter (nur) eine Frau – zwischen 22 und 32 Jahren, erkannte ich, dass weiteres empirisches Material die Grenzen dieser Arbeit sprengen würde.
- des Forschungssubjekts: den befragten Personen sind keine Vorannahmen aufzudrängen. Dieser Punkt erwies sich einerseits bei den Interviewpartnern als schwierig, die mich persönlich kannten und mit denen ich schon des öfteren über das Thema „Klettern“ diskutiert hatte, und andererseits bei denjenigen, die sich selbstständig schon des öfteren mit diesem Themenkomplex beschäftigt hatten und dachten, sie müssten mir Antworten auf das „Warum“ liefern. Ich versuchte aber, durch Interventionen das Gespräch auf das „Wie“ des Kletterns zurückzuführen. Ansonsten hatte ich nur allgemein formulierte Fragen vorbereitet, durch die ich eine Vielzahl an verschiedenen Eindrücken und Bildern sammeln konnte.
- der Untersuchungssituation: die sollen möglichst im Kontext der interessierenden Lebenswelt durchgeführt werden. Die Interviews wurden in privaten Wohnungen, Zügen und in einem Park durchgeführt, also an Plätzen, die meiner Meinung nach, in einem (wenn auch nicht engen) Kontext mit der interessierenden Lebenswelt stehen.
- der anzuwendenden Methoden: man soll sich nicht vorweg auf eine Methode festlegen, bzw. können diese durch quantitative Methoden ergänzt werden. Die Basis dieser Arbeit bilden die qualitativen Interviews und halfen immer wieder, zum eigentlichen Thema zurückzufinden. Gerade im zweiten Teil waren sie mir mehr ein Hinweis auf größere theoretische Komplexe, die mittels Literaturrecherche erfasst und durch die Interviewpassagen ergänzt wurden.
- der potentiellen alternativen Interpretationen: es sollen möglichst viele Interpretationsvarianten mitberücksichtigt werden. Auszüge aus den Interviews wurden

in die Arbeit eingebaut. So sollte ein möglichst authentisches Bild der Bewegung und Welt „Klettern“, sowie es die Kletterer wahrnehmen, erstellt werden. Die Textpassagen zwischen den Interviews entspringen meinen eigenen Interpretationen.

Kommunikation ist neben der Offenheit das zweite Grundprinzip für qualitative Interviews. Der Forscher erhält den Zugang zu bedeutungsstrukturierenden Daten nur dann, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungssubjekt eingeht.

- Die Auswahl des zu interviewenden Subjekts muss dem Forschungsverlauf angepasst werden.
- Die Erhebungssituation soll das interessierende soziale System bzw. die Lebenswelt der Personen darin und deren Prozesse und Strukturen in das Interview möglichst einbeziehen.
- Die Interviewtechnik muss den befragten Personen einen entsprechenden offenen Gesprächsrahmen bieten und erfordert eine permanente Anpassung an den Forschungsprozess.
- Zusätzlich sind konversationsanalytische Aspekte in die Interpretation einzubeziehen. (Vgl. Froschauer/Lueger 1998, 17f.)

Nachfolgend möchte ich kurz meine Fragen, die für die letzten drei Interviews verwendet wurden, anführen, die jeweiligen Rahmenbedingungen und den Gesprächsverlauf beschreiben und die Interviewpartner vorstellen. Es finden sich dann die vollständigen Interviews abgedruckt. Es wurde versucht die Interviews im Originalton abzudrucken, um Authentizität zu gewähren, wohlwissend, dass sie grammatikalische Unrichtigkeiten enthalten.

> „Die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt, sind nur zerrissene Bruchstücke... Daher habe ich jedes Mal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn ich jemanden mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht alles zeigen kann und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden.“ (Kleist zit. bei Wulf 1992, 13)

Dass auch in den Interviews Bruchstücke von Erinnertem und von Eindrücken wiedergegeben wurde, lässt sich an den vielen kurzen Pausen – gekennzeichnet durch [...] – erkennen.

Am Ende möchte ich noch daran erinnern, dass in meiner Arbeit Einzelperspektiven präsentiert werden und man nicht dem Irrtum verfallen soll, dass die einfache Zusammensetzung von Einzelperspektiven schon Gesellschaft ergibt. „Die Struktur der Lebenswelt zeigt sich vielmehr in der Verflochtenheit der Einzelperspektiven mit dem Gesellschaftlichen“ (Froschauer/Lueger 1998, 13).

Verwendete Fragen

Wann hast du zu klettern begonnen?

Wie bist du zum Klettern gekommen?

In welchem Bereich kletterst du, einerseits in Bezug auf den Schwierigkeitsgrad, andererseits in Bezug auf die Sportstätte?

Was macht für dich die Faszination beim Klettern aus?

Welchen Unterschied gibt es für dich zu anderen Sportarten?

Kannst du die Bewegung „Klettern“ beschreiben?

Kannst du dich an eine schwierige Seillänge oder an eine schwierige Stelle erinnern und beschreiben, wie du sie bewältigt hast?

Was hast du wahrgenommen, während des Kletterns und vor dem Wegklettern?

Was verbindest du mit „Gefahren“ beim Klettern?

Was verbindest du mit dem Begriff „Freiheit“ und „Natur“?

Gibt es eine Szene beim Klettern?

Hat sich „Klettern“ in den letzten Jahren verändert?

Und der Zugang zum Klettern?

Ist Felsklettern zum Massensport geworden?

Was gehört, deiner Meinung nach, sonst noch zum Klettern dazu, was bisher noch nicht erwähnt wurde?

INTENSITÄT

Man hat das Ziel, dass man hinaufkommt, aber das ist trotzdem nicht so wichtig. Wichtiger sind die Züge dazwischen, weil man merkt, dass man weiterkommt. Es kommt nur auf die Bewegung drauf an. (Int.I, 3f.)

In diesem Kapitel wird den Qualitäten der Bewegung „Klettern“ nachgespürt – den Qualitäten beim Weiterkommen und beim Zug.

Ich bin jetzt unter der Stelle, beobachte einmal die nächsten zwei Griffe[1], wo sie ungefähr sein könnten. Also, ich bin draußen am Felsen. Und sehe halt die weißen Striche von den vorherigen Leuten, das Magnesium[2]. Weiß, aha, da könnte einer sein, da könnte einer sein. Stelle mir einmal ungefähr vor, wie der Zug gehen kann. Gut, dann schaue ich nach unten, bringe meine Füße in Position. Jetzt bringe ich sie derart in Position, dass ich den ersten Griff mit der linken Hand erreiche. Jetzt steige ich einmal, drücke mich mit dem Fuß weg, habe eine ganze Körperspannung[3]... mit dem ganzen Körper. Stabilisiere[4] mich – meinen Rumpf praktisch demnach. Also, ich steh am rechten Fuß, mein linker Fuß hängt bis über das Knie hinaus. Drücke gegen die Wand. Ich erreiche mit der linken Hand den nächsten Griff. Jetzt bin ich in einer ziemlich unstabilen, äh labilen Position. Muss eben versuchen, dass ich das ganze auflöse. Und... ah, damit ich das einmal schaffe, muss ich mehr Druck auf die linke Hand geben, also, drücke meine beiden Hände zum linken Fuß. Schaue wiedereinmal nach unten, wo meine beiden..., wo ich meinen linken Fuß, der ja in der Luft ist, hin tun kann. Jetzt sehe ich irgend so ein kleines Rippchen[5], auf das ich meinen linken Fuß seitlich drücken kann. Gehe auch dort hin. Ja, den Reibungsschuh presse ich halt mit den Aductoren gegen die Wand. Kann so mit dem rechten Fuß ein bisschen nachsteigen. Und jetzt hänge ich einmal mit beiden Händen optimal da. (Int.II, 9f.)

Wenn du es einmal geschafft hast, da ist dann das Durchschnaufen und Ausatmen. Und wenn man das geschafft hat am Gipfel, das habe ich eh schon beschrieben, das Gefühl des Aufatmens, das habe ich jetzt geschafft. (Int.III, 67f.)

Am Beginn einer Bewegung sieht der Kletternde die Griffe. Durch diese visuellen Informationen entsteht eine erste Vorstellung der Bewegung. Die Ungenauigkeit der visuellen Wahrnehmung erzeugt allerdings Unsicherheit. Der Kletternde steigt weiter,

---

1 Griffe werden im Klettersport einerseits nach ihrer Form (Leisten, Löcher, Schuppen...), andererseits aber auch nach der Betrachtung der Belastungsrichtung (Zug-, Seit-, Unter-, Stützgriffe) unterteilt.

2 Magnesium: „ein in Pulver- oder Blockform erhältliches, auf chemischem Wege hergestelltes Magnesium-hydroxidcarbonat-Hydrat, das Sportkletternde in Pulverform gegen Handschweiß verwenden.“(Linsenmaier 1985)

3 „Körperspannung ist die Kraft, die wir auf einen Griff oder einen Tritt bringen. Sie pflanzt sich durch den Körper durch und verbessert die Nutzung der anderen Kontaktpunkte“ (ebd. 43).

4 Beim Klettern meint man mit Stabilisieren das Finden und halten einer Körperposition im Gleichgewicht.

5 Griff in Form einer Leiste

verändert dadurch seine Körperposition. Die Füße stehen nun auf den neuen Tritten, die Hände bleiben in der alten Position. Noch herrscht Stabilität. Konzentration. Der Kletternde hat sich durch das Weitersteigen den zukünftigen Griffen genähert, sieht sie genauer. Das Bild des Zuges wird vervollständigt oder erneuert. Dieser Einbildung folgt der Zug – ein kurzer Moment, in dem der Körperschwerpunkt verlagert wird und der Kletternde dadurch seine stabile Position verlässt und sich in Instabilität begibt. Im Moment dieses Impulses wird das Körpergewicht über die Standflächen der Füße auf den Fels übertragen. Spannung – Köperspannung – ist notwendig, damit der Körper in diesem Moment der Instabilität nicht von der Schwerkraft nicht hinunter gezogen wird. Die Hand, die nun von ihrer Last, das Gewicht zu halten, befreit ist, nützt den Impuls, greift nach dem visualisierten Griff. Visuelle Wahrnehmungen müssen in dem Moment, da die Finger den Griff begreifen, vervollständigt und präzisiert werden, um den Griff richtig zu belasten. Der Impuls des Weitergreifens endet, der Fels wird vom Gewicht des Kletternden befreit und das Gewicht belastet nun die Finger. Spannung fällt ab, sie wird nicht mehr benötigt. Durch minimales Ausbalancieren des Körperschwerpunktes wird eine stabile Position erreicht. Entspannung. Der Körper ringt nach Luft. Neue Kräfte werden gesammelt. Und schon wird der nächste Griff visualisiert. Muster wiederholen sich.

Wahrnehmung:

Unmittelbar beim Klettern selber, das zeichnet ja auch irgendwie das Klettern aus, dass es eine Tätigkeit ist, die so Ausschließlichkeits-charakter hat, das heißt, wenn man klettert und wenn man schwierig klettert, wenn man an der eigenen Leistungsgrenze klettert, das muss ja nicht schwierig sein, das ist ja relativ, hat nichts anderes Platz als nur Klettern, als nur die Fortbewegung an und für sich. (Int.IV, 40f.)

Die Bewegung beim Klettern ist ein Spiel mit dem Gleichgewicht in der Vertikalen, gegen die Gesetze der Schwerkraft. Die Bewegung wird von einem ständigen Wahrnehmen begleitet. Die Wahrnehmung muss präzise erfolgen, damit der Kletternde seine Bewegungen den Griffen und Tritten und ihrer Belastbarkeit anpassen kann. Vages Wahrnehmen und folglich unangepasste Bewegungen und Belastungen würden einen Sturz verursachen. Dessen ist sich der Kletternde bewusst, konzentriert[6] sich. Für nichts anderes außer der Wahrnehmung scheint Platz oder Zeit zu sein. Der Kletternde vergisst sogar ein Stück weit sich selbst, stellt den Fels und das Weiterkommen an seiner Oberfläche in den Mittelpunkt.

Bei schweren Situationen ist es einfach notwendig, dass ich das visuell erfassen kann, was erwartet mich da jetzt, über einen oder zwei Meter ist jetzt einmal kein guter Griff, wo ich mich halten kann. Dann ist es einmal notwendig, dass ich den Körper auf eine gewisse Weise bewege. Und dass

[6] Das Verb„Konzentrieren“, dessen Abstraktum „Konzentration“ darstellt, ist eine Entlehnung aus dem französischem *concentrer* ‚in einem Punkt vereinigen’, zu französisch *centre* ‚Mittelpunkt’, aus lateinisch *centrum,* aus griechisch *kéntron* eigentlich ‚Stachel’, zu griechisch *kenteĩn* ‚stechen’, und lateinisch *con-*.

sich diese Bewegung in einer gewissen Art und Weise auflöst, dass ich überhaupt den nächsten Griff erreichen kann. Und somit, das hängt einfach alles zusammen: Wahrnehmung, Bewegung, Vorstellung. (Int.III, 93f.)

Das nehme ich aber beim Schauen, wo jetzt die nächsten Griffe und Tritte sind, tu ich eigentlich nur mit den Augen abtasten den Felsen. So, ja, beobachten. Und, nein, ich würde nicht wirklich sagen, dass es ein Wahrnehmen ist. Wahrnehmen kann ich auch nachher, was weiß ich, wenn ich einen Tritt gesehen habe, mit dem Fuß hingehe, nachher nehme ich praktisch mit dem Fuß wahr, wie der Tritt sich nachher anfühlt, oder mit den Händen, wie sich der Griff anfühlt. (Int.II, 55f.)

Präzises Wahrnehmen ist beim Klettern nur qualitativ möglich. Zwar liefert das Auge eine erste Information über den Griff und eine vage Vorstellung der Bewegung, da sein Blick aber einschränkt, kann er die Griffe und Tritte nicht vollständig begreifen. Gewissheit verschafft die Haut, durch sie erfährt der Kletternde die Qualitäten der Griffe und Tritte, die nötig sind, um ihnen die Bewegung anzupassen, sie mit einem Optimum an Gewicht zu belasten.

Also, die Wahrnehmung für mich erfolgt einmal sicherlich in erster Linie visuell. Der nächste Schritt ist nachher [...] also, man sieht nachher den Griff, da nehme ich ihn mit den Augen wahr, und dann greife ich ihn und erst dann stellt sich heraus, ob der Griff wirklich so gut ist, dass ich damit den Kletterzug machen kann. Und, ganz bis in das Detail hinein, geht es – bis in die Fingerspitzen hinein, weil nur, weil der Griff gut zum halten ist, heißt das nicht, dass er gut zum greifen ist, der kann dreckig sein usw. Also, die Wahrnehmung geht dann schon bis in die kleinsten Details hinein. (Int.III, 83f.)

Der direkte Kontakt der Haut mit dem Fels liefert präziseste Informationen. Direkt kontaktiert die Haut den Fels nur mit den Fingerspitzen. Die Zehen hingegen berühren den Fels nicht direkt, sondern werden durch Schuhe vor diesem direkten Kontakt geschützt. Um trotzdem ein möglichst detaillierteres Wahrnehmen zu ermöglichen, wurden die Kletterschuhe, gleichsam eine zweite Haut, der Fußform ganz genau angepasst.

Bei einer wirklich schweren Tour, wo ich mir jetzt vornehme, dass ich es schaffe, da ist eher die Route..., will eher Züge schaffen, und bin da eher mal mehr drauf fixiert, dass ich Züge schaffe. (Int.II, 222f.)

Bei wirklich schweren Klettern ist die Zeit dafür nicht da und auch die Gedanken muss ich für etwas anderes hernehmen. (Int.III, 270f.)

Beim Felsklettern muss ich schon auch schauen, wo greife ich jetzt hin. Aber wenn nicht jeder Griff mit Magnesium angefärbt ist, dann sehe ich den oft gar nicht. Da ist es dann oft so, dass ich nicht einen Griff, sondern

drei, vier Griffe probieren muss, ob das der Griff ist, mit dem ich den Zug machen kann. (Int.III, 238f.)

Je höher der Schwierigkeitsgrad ist, desto feiner gestalten sich die Unebenheiten der steinernen Oberfläche. Die immer kleineren Tritte und Griffe bleiben der visuellen Wahrnehmung oft verborgen. Nur durch Berühren werden sie begreifbar. Liefert das Auge in den unteren Schwierigkeitsbereichen noch ausreichend Gewissheiten, so ist in den oberen Schwierigkeitsbereichen ein Fühlen des Felsens unerlässlich, und erst im Moment des Begreifens erfährt der Kletternde, ob der Griff oder Tritt der Belastung standhalten wird.

Ich bin süchtig nach Klettern. [...] Es kommt ein Erlebnis, dass man gelebt hat, und das sucht man immer wieder! Beim Erlebnis passt alles, harmonisiert alles, alles löst sich auf und du fühlst dich gut! (Int.I, 64f.)

Dann, wenn alle Sinne für das Wahrnehmen der Felsoberfläche gefordert werden und weder Zeit noch Raum bleibt für andere Gedanken, vermischen sich die einzelnen Elemente der Bewegung ineinander, bis sich alle Teile dem Empfinden nach in ihrer eigentlichen Form auflösen. Es entsteht ein Fließen der Züge, die unbemerkt ineinander übergehen, was die Bewegung als ästhetisch und harmonisch erscheinen lässt. Der Kletternde tritt selbst in diesen Fluss ein, vermischt sich mit dem Fels, vergisst ein Stück weit auf sich und erfährt sich selbst erst in diesem Empfinden.

Mir kommt vor, es geht auch viel ums Fühlen, aber das merkt man auch, weil man ist viel barfuss unterwegs, weil man erstens gern aus den Schuhen heraußen ist und zweitens, ich weiß nicht, dass sind lauter verschiedene Aspekte [...] man sagt ja auch immer, man spürt ja einen Griff und jeder [...] also, wenn ich jetzt so dran denke, ich komme herunter z.b. vom Dumpn im Ötztal, der Klettergarten, das ist ein rauer Fels, da kommst herunter, ziehst erst einmal die Schuhe aus und gehst barfuss in der Wiese herum. Und alleine das ist schon so schön. (Int.V, 197f.)

Qualitäten werden beim Klettern erfahren, der Kletternde lernt sie zu schätzen und beginnt, sie in anderen Situationen zu suchen.

Haut *f.* (seit dem 9.Jh.). Mittelhochdt. *hūt*, althochdt. *hūt*, altsächsisch *hūd* aus german. **hūdi- f.* ‚Haut', auch in altnordisch *húð*, altengl. *Hýd*, afrikan. *hēd*. Gehört zu den Dental-Erweiterungen der (indogerm.) Wurzel **(s)keu-* ‚bedecken' (in altindisch *skunāti* ‚bedeckt'), zu denen auch lateinisch *cutis* ‚Haut' gehört; mit abweichendem Vokal litauisch *kiáutas* ‚Schale, Hülse'; mit *s mobile* griechisch *skȳtos n.* ‚zubereitete Haut, Leder', mit abweichendem Dental mittelirisch *codal* ‚Haut'. (Kluge 1999, 361)

Schlüsselbegriff: Haut

Das Klettern ist ein Akt der Balance, nicht nur der Bewegung, sondern auch der Distanz, die der Kletterer zu sich selbst und dem Fels hat, die zu ersterem vergrößert, zu zweitem verringert werden muss. Es soll ein Gleichgewicht zwischen Fremden und Eigenem entstehen.

> „Denn eine wie auch immer gespannte Einheit von Bewegung und Wahrnehmung ist erforderlich, damit das prekäre Gleichgewicht des aufrechten Ganges, der Standfestigkeit auf Erden erhalten bleibt." (Kamper/Wulf in Kamper/Wulf 1984, 12)

Dieses Gleichgewicht gewährt nicht nur dem Kletternden einen Moment der Erholung, sondern auch dem Kletterer Standfestigkeit. Denn nur als Empfindender erfährt sich der Kletternde selbst. „Als solches erst hat es ein Hier und Jetzt" (ebd. 22).

> „Das Jetzt des Empfindens gehört weder der Objektivität noch der Subjektivität allein, es gehört notwendig stets beiden zusammen. Im Empfinden entfaltet sich für den Erlebenden zugleich Ich und Welt, im Empfinden erlebt der Empfindende sich und die Welt, sich in der Welt, sich mit der Welt." (Waldenfels 1956, 372; Zit. bei Waldenfels 1999, 50)

Dem Schaffen von Gleichgewicht zwischen Eigenem und Fremdem ist das Erfahren von beiden vorgelagert. Wahrnehmung und Empfindung sind die Basis, Sinne und Sinnesorgane, also die Leiblichkeit[1], gegebener Ausgangspunkt jeder Erfahrung, die zeitlich denkend und räumlich gebunden ist. Ihnen voraus geht die Empfindsamkeit (Sensibilität), das Geöffnetsein für Fremdes und anderes. Dies sind die Grundlagen jeder Erfahrung, sie liefern erste Gewissheiten.

> „Wissen gewinnt ein handelndes Subjekt durch unmittelbares körperliches oder symbolisches Einverleiben von (behandelbaren) Bestandteilen der Umgebung. Körperliches Einverleiben ist Anfassen, Berühren, Greifen, Schlagen, Streicheln, symbolisches Einverleiben ein Benennen mit Worten,

[1] „Die Gewißheit des Körpers sind Erkenntnisbedingungen, nicht selbst Erkenntnisse. Daher haben wir sie; wir wissen oder kennen sie nicht. Sie sind, für uns, gegenwärtige erwachsene Menschen, die Tatsachen unseres Körpergebrauchs in Worte gekleidet, nicht mehr und nicht weniger. Daher sind sie weder wahr noch falsch, noch können wir uns in ihnen irren, ebenso wie die Greifbewegung der Hand keine Wahrheitswerte und Irrtumsmöglichkeiten hat." (Gebauer in Kamper/Wulf 1984, 244)

> eine zeichenhafte Wiedergabe, ein symbolisches Darstellen.“ (Gebauer in Kamper/Wulf 1984, 256)

Werden bei diesem „körperlichen Einverleiben“ alle Sinne gefordert, entsteht Intensität[2], eine Qualität der Zeit.

> „Die psychischen Tatsachen sind an sich reine Qualität oder qualitative Mannigfaltigkeit, und andrerseits ist ihre im Raum gelegene Ursache Quantität. Insofern jene Qualität zum Zeichen für diese Quantität wird und wir diese letztere hinter ersterer vermuten, nennen wir sie Intensität. Die Intensität eines einfachen Zustandes ist somit nicht Quantität, sondern ihr qualitatives Zeichen“ (Bergson 1994, 166).

Intensität bewirkt ihrerseits ein Einswerden der Sinne. Der Sinn, der einerseits alle Sinne im Moment der Intensität in sich verbindet, und den andererseits die Sensibilität aufgrund „seiner wachen Offenheit für jede Botschaft am besten besetzt hält“ (Serres 1993, 88), ist die Haut[3].

> „Die Haut, die ihrerseits in einem fundamentalen Sinn variabel ist, ist *sensorium commune*: der Sinn, der allen Sinnen gemein ist, der die Verbindung, die Brücke, den Übergang zwischen ihnen darstellt, eine banale, gemeinschaftliche, von allen geteilte Ebene. [...] Die Haut ist gleichsam Bildträger und Leinwand der Sinne, sie ist das Kontinuierliche und Durchgehaltene an den Sinnen, ihr gemeinsamer Nenner.“ (ebd. 88)

Die Haut, als Sinnesorgan des Tastsinnes[4], gehört den Nahsinnen, oder Zustandssinnen, an, genauso wie Geruch, Geschmack und Temperatursinn. Im Gegensatz dazu bilden der Gesichtssinn und das Gehör die Fernsinne. Alle Sinnesorgane sind Teile der Haut, sind aus ihr hervorgegangen und in sie eingebettet. Sie habe sich in ihren präzisierten Formen Qualitäten angeeignet, die sich wiederum alle in der Haut vereinigen. Das Auge als der Sinn, „der die Leitfunktion gegenüber den anderen Sinne übernommen hat“, liefert zwar dichtere Informationen als die Haut, viele davon sind aber Quantitäten, die ein uneingeschränktes

---

[2] Das Wort „Intensität“ stammt ursprünglich aus dem Lateinischen: *intendre* bedeutet ‚seine Aufmerksamkeit auf etwas richten’, dessen Wurzel *tend-* ursprünglich nur dem Präsens zukam. (Kluge 1999, 403) Das Wort „Empfinden“ hat seinen Ursprung im mittelhochdeutsch *empfinden.* Neuhochdeutsch eine Assimilationsform aus *ent- + finden*. Die Bedeutung ist also eigentlich ‚herausfinden, wahrnehmen’, im Deutschen später eingeschränkt auf das ‚Wahrnehmen seelischer Regungen’. Demnach liegt eine semantische Deckung der Worte „Wahrnehmung“ und „Empfindung“ vor (ebd. 220). „Wahrnehmen“ und sein Abstraktum „Wahrnehmung“ haben ihren Ursprung im Verb „wahren“, das wiederum vom mittelhochdeutsch en *warn* ‚beachten, behüten’, althochdeutsch *biwaron* ‚bewahren’, altsächsisch *waron* aus dem Germanischen ‚beachten, bewahren’, abgeleitet vom Germanischen *waro* f. ‚Aufmerksamkeit’ stammt (ebd. 871).

[3] In vielen der vom Indogermanischen abstammenden Sprachen besteht eine auffällige semantische Nähe zwischen dem als innerseelisch verstandenen ‚Gefühl’ und dem ‚Tasten’ der Haut. Auch ich möchte in meiner Arbeit nicht zwischen diesen Bedeutungsfeldern differenzieren, da diese Bedeutungsgleichheit der Wörter auf eine ursprüngliche Wechselbeziehung des Seelischen und des Taktilen deutet (Vgl. Benthien 1999, 223f.).

[4] Beim Embryo entwickelt sich als erstes der Tastsinn, durch den er neun Monate hindurch in Verbindung mit der Mutter steht und erste Erkenntnisse produziert. Hör- und Sehsinn hingegen werden erst nach der Geburt entwickelt (Vgl. Montagu in Kamper/Wulf 1984, 210f.).

Begreifen der Welt nicht zulassen. Außerdem geschieht „Sehen als eine Bewegung der Zuwendung und damit immer zugleich der Abwendung von anderen Gegenständen“ (Wulf in Kamper/Wulf 1984, 22).

> „Das Sehen ist hin und her gerissen zwischen der Auslieferung an die Welt der Bilder, dem Wunsch, sie in sich hineinzureißen, und dem Anspruch auf Überwachung und Kontrolle der Gegenstände und Lebensverhältnisse; es ist gefangen in einer Gratwanderung zwischen Hingabe und Auflösung, Behauptung und Herrschaft, die beide nicht zum Ziel führen.“ (ebd. 25)

Die Sensibilität schätzt zwar die dichten Botschaften des Auges, aber den Vorzug gibt sie den seltenen; „sie nährt sich kräftig von seinen Quantitäten, erfreut sich aber besonders jener Stellen, an denen die Quantität in den Hintergrund tritt und nur noch Spuren zurückbleiben“ (Serres 1993, 89):

> „Qualität, ein leichter Anflug, fast so etwas wie ein Zeichen. So treiben auf der Haut zarte Spuren von Sichtbarem und Hörbarem, von Clair-obscur und Geflüster, bleibt darauf das Unsichtbare am Sichtbaren zurück, das Unhörbare an der Musik, die stumme Liebkosung einer leichten Brise, das Nichtwahrnehmbare, gleichsam als Überreste oder Marken der harten, hohen Energie. Die Haut ist erfüllt von dem, was sanft am Sinnlichen ist.“ (ebd.)

Die Haut als „*sensorium commune*“ stellt eine Zwischenkörperlichkeit zwischen den Dingen der Welt dar. Sie passt sich dem Fremden an, das an ihr Zeichen zurücklässt.

> „Der Körper faltet sich, biegt sich, paßt sich an, verfügt über mindestens dreihundert Freiheitsgrade, zeichnet vom Kopf bis zu den Fingerspitzen einen komplizierten, wandlungsfähigen Weg zwischen den Dingen der Welt [...]. Wer die Dinge erkennen will, muß sich erst einmal zwischen sie stellen. Nicht nur vor sie, um sie zu sehen, sondern mitten in ihr Gemisch, auf die Wege, die sie verbinden; [...] Die Haut ist eine kontingente Mannigfaltigkeit; in ihr, durch sie und mit ihr berühren die Welt und mein Körper einander, das Empfindende und das Empfundene; sie definiert deren gemeinsame Grenze. Kontingenz meint nichts anderes als gemeinsame Berührung: Welt und Körper schneiden, streicheln einander darin.“ (ebd. 103f.)

Die Haut tritt also zwischen die Dinge der Welt und sorgt dafür, dass sie sich vermischen. „Mischung bedeutet Fluktuation. Die Mischung begünstigt Verschmelzung, sie zielt auf Verflüssigung ab. [...] Ich sage lieber, die Dinge vermischen sich miteinander, und ich bilde darin keine Ausnahme; ich vermische mit der Welt, wie sie sich mit mir vermischt“ (ebd. 103). Und erst dann, wenn sich die Haut in ihrer eigentlichen Form auflöst, tritt sie und mit ihr das Subjekt in den Fluss zwischen Innen und Außen. Durch die Haut berühren und vermischen sie sich aber nicht nur, sondern lassen auch ihre gegenseitigen Grenzen erfahren.

Ein sozialhistorisches Nachzeichnen dieses Austausches zwischen dem Subjekt und der Welt lässt Rückschlüsse auf zivilisationsgeschichtliche Veränderungen zu: „Zivilisation als Transformation des Körpers ins Geistige war und ist nämlich auf der anderen Seite Abstraktion vom Körper.“ (Kamper/Wulf in Kamper/Wulf 1984, 12).

Kulturelle und soziale Bedeutung der Haut:

Am Beispiel des sich ständig ändernden Blickes zeichnet Wulf die Parallelen zwischen zivilisationsgeschichtlichen Veränderungen und den Sinnen nach: Im Unterschied zu den Nahsinnen, die ihre Arbeit „im Abseits der Aufmerksamkeit, im Bereich des Privaten" verrichten und „in ihrer sozialen Funktionsweise vergleichsweise kaum bekannt sind", „beansprucht der Gesichtssinn Öffentlichkeit" und erlangt gegenüber den anderen Sinnen eine Leitfunktion (ebd. 12f.). Sein gegenwärtiger Blick ist kontrollierend, der „den Zustand der europäischen Zivilisation, die zwischen kontrollierender Herrschaft und haltlosem Überwältigen hypertrophierte und das Maß verloren hat" (ebd. 21f.). Er ist mit der Entwicklung immer abstrakterer und stärker kontrollierterer Lebensprozesse erkaltet und gefährdet mit der „Einschränkung der Mannigfaltigkeit des Sehens die Vielfalt der Sinne". Denn nur durch die mannigfaltigen und genuinen Erlebnisse jedes einzelnen Sinnes ist dem Menschen „eine sinnliche Gewißheit der Welt und seiner selbst gegeben" (ebd. 21f.). Im Gegensatz zu den Nahsinnen, die „an den Sinnesflächen des eigenen Leibes das Fremde vermitteln, stellt das Auge einen Kontakt auf Distanz her".

> „Das Auge gilt als der Hauptsinn der Moderne und als Hebel der neuzeitlichen Körperpolitik. Unter seiner Führung, in der Form des kontrollierenden Blickes, sollte ein spezifisch moderner Sinn der Sinne induziert werden: das herscherliche Subjekt, das seine Leidenschaften und Wünsche notfalls bis zum Endsieg über die niederen Organe in der Gewalt hat. [...] Das Auge als geistiger Sinn wurde abgekoppelt und auf Distanz zum Körper gesetzt. [...] Abstandnehmen war angezeigt, um eben jene viel beredete Transformation ins „Geistige" zu bewerkstelligen, auf die zivilisierte Gesellschaften bis heut stolz sind." (ebd. 11f.)

Doch parallel zu diesem Blick, dessen Hauptfunktion Kontrolle ist, entwickelt sich ein distanzloser und lustvoller.

> „Jede Distanz zerbricht, vor allem bei den Bildern, die mit Leidenschaft korrespondieren. Nicht mehr die Dinge, sondern die Bilder, die man sich von ihnen macht, und deren Einverleibung man genießen will, sind wichtig: ‚Das Bild hat Gegenwärtigkeit nur im Augenblick seines Erlebtwerdens ... das Bild fließt mit dem immer fließenden Erleben ... das Bild ist nur im Erlebnis des Erlebenden da ... das Bild, eingetaucht in den Strom der Zeit, verwandelt sich, wie sich alles verwandelt, eingerechnet die erlebende Seele...'" (Klages1926, 101; Zit. ebd. 24)

Der Blick ist erkaltet. Somit hat der „höchste Sinn seine Niederlage erreicht". Die Entstehung eines neuen lustvollen Blickes lässt die Notwendigkeit einer „Verabschiedung des traditionellen Sinns von Sinnlichkeit erkennen, die die Erfahrung freilässt für ein wirkliches Begreifen dessen, was heute geschieht" (ebd. 10).

Auch laut de Kerckhove wurde unsere Kultur jahrhundertlang, seit der Erfindung des Buchdrucks, vom Visualprimat beherrscht und nun könne man mittels der medialen Interaktivität endlich „die Rückkehr des Tastsinns [...] feiern" (De Kerckhove 1996, 335f.; Zit. bei Benthien 1999, 265). Propriorezeptive Wahrnehmung, die durch die neuen Medien

laut de Kerckhove wiederentdeckt wird, bedeute, die Beziehung zur Umwelt empfinden, anstatt sie wie bisher zu visualisieren. Denn es geht nicht nur um technische Simulation von Berührungen, sondern auch um neuartige taktile Erfahrungen (ebd. 267).

> „Heute aber, im Zuge der Integration des Körpers und der Propriorezeption, soll der im späten 18. Jahrhundert ausgegrenzte Anteil, das subjektive ‚Gefühl', zu seinem Recht kommen. Dies ist insofern wichtig zu betonen, als auch in der Gegenwartsästhetik oft unreflektiert von dem ‚Tastsinn' die Rede ist und dabei mal die Hand, mal die gesamte Haut mit ihren verschiedenartigen Sensoren gemeint ist. [...] Es ist die (attribuierte) Unfreiheit, Unwillkürlichkeit und Erotik des Taktilen, die den gegenwärtigen Trend zur Integration in der Haut in die elektronische Vernetzung bedingt. Es geht um den kontrolliert erzeugten Kontrollverlust, um eine paradoxale Verknüpfung von Selbstbestimmung und Ausgeliefertsein." (ebd. 265)

In einer Kultur, in der vieles quantitativ erfassbar und messbar wurde, haben auch die Sinne ihre Fähigkeit, mannigfaltig und uneingeschränkt wahrzunehmen, eingebüßt. Der Kletterer wehrt sich gegen diese Entwicklung. Er hat eine Sportart gewählt, in der das Wahrnehmen nur durch das Zusammenspiel aller Sinne, durch das Wahrnehmen mittels der Haut als „sensorium commune" (Serres 1993) möglich ist. Der Fels lehrt den Kletternden mit und während der Bewegung „Klettern" ein qualitatives Begreifen von sich und der Welt. Er lehrt ihn, feine Veränderungen seines Körpers oder der felsigen Struktur wahrzunehmen, ihnen Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und sich diesen Veränderungen anzupassen. Der Kletternde spürt die Notwendigkeit dieser Art wahrzunehmen, da er sich unsicher ist und bescheid um das Risiko, zu stürzen, bescheid weiß, schätzt sie, sucht sie immer wieder auf, da sie ein Weiterkommen ermöglicht und das Gefühl der Intensität entstehen lässt. Je genauer wahrgenommen werden muss, desto größer wird Intensität. Eine Leistungssteigerung ist deshalb unweigerlich mit einer Steigerung und Präzisierung der Wahrnehmung und der Bewegungen verbunden.

In diesem Moment der Bewegung „Klettern", in der alle Konzentration auf den Fels gerichtet ist, vergisst der Kletternde ein Stück weit auf sich selbst, erfährt sich selbst als Empfindender im Hier und Jetzt. In diesem Moment tritt der Kletternde in den Fluss zwischen Eigenem und Fremden, zwischen sich und dem Fels. Dieser Fluss stellt gleichzeitig eine Grenze dar, die an der Begrenztheit eigener körperlicher Möglichkeiten erfahrbar wird.

AM LIMIT

Es kommt ein Erlebnis, das man gelebt hat, und das sucht man immer wieder! Dafür muss man aber viel tun! Für Anfänger steht immer Kraft und Technik im Vordergrund. Beim Erlebnis passt alles, harmonisiert alles, alles löst sich auf und du fühlst dich gut! (Int.I, 63f.)

Das ‚Erlebnis' scheint etwas schwer beschreibbares zu sein, hängt aber mit Qualitäten zusammen, die erst ab einer gewissen Schwierigkeit erfahren werden können. Erst dann stößt der Kletternde an die Grenze der herkömmlichen Wahrnehmung (Vgl. Schlüsselbegriff: Haut.), gibt sich dem taktilen Wahrnehmen hin. In diesem Kapitel wird basierend auf dem vorhergehenden geklärt, „Wann" dieser Wechsel vom visuellen zum taktilen Wahrnehmen erfolgt.

Es ist so ein Reiz da, komme ich hinauf oder nicht, schaffe ich es oder nicht, so was schaffen, was einen [...] ich weiß nicht [...] so während der Tour. [...] Ich habe schon während der Tour das auch, wieso tu ich mir das an, da habe ich echt Angst, aber umso schöner ist das Gefühl, wenn man es schafft. Und, es ist schon Angst oft dabei, aber eben kontrolliert. (Int.V, 39f.)

Die Route ist eine gedachte Linie in der Vertikalen, an einer felsigen Oberfläche. Je steiler und gleichförmiger die Wand ist, umso unmöglicher wird es, ihre Struktur visuell zu erfassen. Hier stößt der Kletternde an die Grenzen der ‚alltäglichen' Wahrnehmung. Er benötigt präzise Informationen, um sich ein Bild von den nächsten Bewegungen machen zu können. Sichere Informationen über die Oberfläche, an der er sich fortbewegen will, kann er nur erlangen, indem er fühlt. Die Haut liefert ihm Gewissheit. Das Wissen um die unpräzisen Informationen des Auges, die dem der Bewegung „Klettern" vorgelagert sind, verunsichert. Der Kletternde fühlt, dass er sich diesen Gegebenheiten nicht anpassen kann, da er an die Grenzen seiner körperlichen Möglichkeiten gestoßen ist.

Jedes Mal, wenn ich in einer neuen Route bin [...] also, sagen wir so, jedes Mal, wenn ich am Limit bin, weiß ich nicht, ob ich den Zug hundertprozentig schaffe. Und es ist halt dann so, wenn die Griffe weiter weg sind, wenn ich sie anschnappen muß, dass es mir nachher taugt, wenn ich einfach einmal [...] ja, mich dazu überwinde, wenn ich im Vorstieg bin und zwei, drei Meter über dem Haken bin, den Zug mache. Auch wenn ich ihn nachher nicht schaffe, ist das kein Problem, einfach einmal, wenn ich mich überwunden habe, dass ich wirklich einmal, den einen Schritt springe oder so. Da vorher ist schon die Unsicherheit, ob ich ihn überhaupt schaffe, den Zug. (Int.II, 142f.)

Der Kletternde folgt einer gedachten Linie. Er richtet die ganze Aufmerksamkeit auf ihre Vorgaben. Sie ordnet seine Bewegungen, seine Handlungen, wenn er sie seiner Erfahrung zulässt. Ungenaue visuelle Informationen und das Wissen um begrenzte eigene körperliche

Möglichkeiten verunsichern. Der Zug wird eingebildet, Sicherheit erfährt der Kletternde erst während der Bewegung, im Zug. Loszusteigen bedeutet, sich dieser Unsicherheit hinzugeben. Es ist eine Unsicherheit des Typen „Risiko“ – eine Unsicherheit, die positiv ist und auf Flexibilität und Gestaltungsmöglichkeit verweist (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko“.). Die Unsicherheit zu verwerfen wäre falsch. Der Kletternde weiß das, geht sie aktiv und bewusst ein. Steigt los.

Was schon sein kann, dass ich in einer leichten Tour, wenn mir das Gelände nicht taugt, dass es da dann psychisch bedingt so eine Hemmung ist. Das ist nachher im Alpinen, wenn ich es selber legen muss das Zeug[1], dann setze ich mein Limit, das würde ich einfach einteilen, das setze ich einfach herunter in der Schwierigkeitsskala und denke mir, ja da gehe ich jetzt einmal nicht über den sechsten [Schwierigkeitsgrad] drüber. Wenn ich eine Sportkletterroute habe und ich keinen von diesen optimalen Tagen habe, wo es einfach lauft, kann es einfach sein, dass ich bei einem Zug, der leichter ist, weil er irgendwie exponiert ist, oder weil mir kurz der Gedanke gekommen ist, der letzte Haken ist weit drunten, und womöglich nicht so sicher ausschaut, ich weiß, auch wenn ich falle, dann hält der übernächste Haken, aber da ist nachher trotzdem kommt nachher so ein psychischer Faktor auch dazu, dass ich die Bewegung nicht mehr rein ausführen kann. Und habe nicht einmal die Kraft, obwohl ich normal eine siebener Stelle[2] locker klettere, die Kraft, dass ich das packe. (Int.II, 158f.)

Ich habe, wie ich vor eineinhalb Jahren auf den Kopf gefallen bin, da habe ich wirklich danach, da habe ich einmal eine ziemliche Angst gehabt beim Vorsteigen, und sobald ich einmal über dem Haken war, da habe ich mir immer einreden müssen, ja, das passt eh, ich bin eh top gesichert. (Int.II, 109f.)

---

1 Gemeint sind damit mobile Sicherungsgeräte, die man, falls kein gebohrten, geschlagenen oder geklebten Haken vorhanden sind, verwendet. Mobile Sicherungsgeräte sind Friends oder Klemmkeile, die sich wiederum ihrerseits in Stopper und Hexentrics differenzieren. Die Auswahl des jeweiligen Gerätes hängt von den Felsvorgaben und seiner Struktur ab.
Klemmkeil: „Leichtmetallblock unterschiedlicher Größe und Form, der in Felsrisse und –verengungen platziert wird. Die ersten Klemmkeile erschienen in den sechziger Jahren auf dem Markt. Die Größen- und Formenvielfalt (ebenso das Design) ist mittlerweile nahezu unüberschaubar. Grundsätzlich lassen sich aber zwei große Klemmkeil-Familien unterscheiden: Stopper und Hexentrics.“ (Long 1992, 80f.)
Stopper: „Konisch geschwungene Klemmkeile mit Drahtkabelschlingen. Die Größenskala reicht von halbfingernagelgroßen Mikrostoppern mit violinsaitendünnen Kabelschlingen bis zu doppelt faustdicken Bombern mit Spectraschlingen, die stärker sind als Stahl. Die Untergruppen gliedern sich je nach Form in gerade, gekrümmte (Halbmond- oder Bananenform), asymmetrische Stopper und Mikrostopper aus Messing oder Stahl.“ (ebd. 82f.)
Hexentrics: Sechseckige Klemmkeile.
Klemmgerät/ Friend: „Spezielles Metallgerät mit Spiralsegmenten, das durch einen Federmechanismus gespreizt werden kann und nach dem sogennanten Kniehebelprinzip funktioniert. Es ist in den 70er Jahren durch Ray Jardine auf den Markt gebracht worden und war bahnbrechend in bezug auf die Sicherungstaktik. Größenvielfalt und weiterentwickelte Spezialformen machen das Angebot mittlerweile unüberschaubar.“ (ebd. 86f.)

2 Eine „Siebener Stelle“ ist eine Kletterstelle im siebten Schwierigkeitsgrad.

Wird die Aufmerksamkeit mit Erinnerungen geteilt, treten an die Stelle des Gegebenen Vorstellungen. Es sind Erinnerungen an Unfälle und Gedanken an Gefahren und ihre Folgen. Höhe und Ausgesetztheit erinnern an die Distanz bis zum Boden. Lässt man diesen Gedanken Raum, kann sich der Impuls der positiven Unsicherheit, die aktiviert, in ihr negatives Gegenstück verwandeln, die negativ ist und die Aufmerksamkeit teilt und blockiert (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko). Blockiert wird dann die Wahrnehmung, die Vorstellung der Bewegungen oder die Bewegungen selbst. Ein Weiterklettern scheint unmöglich.

> Davor ist man vier, fünf Seillängen geklettert im oberen siebten Grad, die perfekt mit Bohrhaken abgesichert waren. Und danach hat sich die Tour gegabelt: rechts ist die gleiche Tour weitergegangen, leichter; Aber links ist eine Tour weggequert, die nicht eingebohrt war, wir haben die mobilen Sicherungsgeräte mitgehabt. Dann haben wir gesagt, ja, okay, dann gehen wir die linke. Wir haben nicht gewusst, wie schwer sie ist, wir haben sie vom Anschauen her eingeschätzt. Ja, und das ist schon in einem Grenzbereich von mir gewesen, das war schon recht schwer und das so ohne Absicherungen machen. Ja, hineingeklettert ist man einfach aus dem Grund, vielleicht schon, dass man sich was beweisen will. Man hat schon gewusst, dass es schwierig ist, aber man ist trotzdem hineingeklettert. Während der ganzen Geschichte nachher habe ich genau gewusst, ich bin an meinem Limit. Und,. der primäre Gedanke war einfach der, was passiert, wenn ich jetzt stürze, was passiert. [...] Ja, und nachher irgendwie, hat man das aber doch gelöst, ist es einem dann doch gelungen, die Stelle nachher zu knacken oder die mehreren Stellen nachher zu knacken, ja, und da oben, da ist dann schon das Gefühl der Freiheit. Wenn du es einmal geschafft hast, da ist dann das Durchschnaufen und Ausatmen. Ja, man ist einfach mit sich selber zufrieden und man hat einfach die Aufgabe gelöst, und irgendwie ist das für mich nachher schon ein Gefühl, so du hast das Problem gelöst. (Int.III, 45f.)

Je mehr Zeit vergeht und je weniger Kraft vorhanden ist, desto schneller werden Gedanken ins Gedächtnis gerufen und die Aufmerksamkeit wird geteilt. Eine Teilung der Aufmerksamkeit verringert die Qualität des Wahrnehmens und damit die Spannung – das Risiko eines Sturzes vergrößert sich. Um die Spannung aufrecht zu erhalten, kämpft der Kletternde gegen Erinnertes an. Er klettert weiter und hofft, in der Bewegung die angestrebte Konzentration und Körperspannung wieder zu erlangen, das Risiko zu minimieren. Die Dauer der Zeit, für die man auf sich selbst und seine Gedanken vergessen darf, ist beschränkt. Erinnerungen stellen Schranken der Begrenztheit dar. Steht man am Gipfel, weiß man, dass man das Spiel gegen die Einbildung gewonnen hat. Erleichterung.

Grenze *f.* (seit dem 13. Jh.). Mittelhochdt. *greniz(e)*. Entlehnt aus dem Slavischen (russ. *granica,* poln. *granica*, čech. *hranice* ‚Grenzmarke, Grenzzeichen', zu russ.-kirchenslavisch *granĭ* ‚Ecke'). Seine Aufnahme in die Hochsprache verdankt das Wort dem Gebrauch durch Luther. Das alte Wort *Mark* bedeutet eher ‚Grenzgebiet' und paßte deshalb nicht mehr zu den moder-neren Vorstellungen von Grenze. (Kluge 1999, 337).[1]

Schlüsselbegriff: Grenze

Die Grenze, als abstrakte, gedachte Linie zwischen dem Subjekt und den Dingen der Welt, ist in dem Fluss zwischen Innen und Außen zu finden, in den der Kletternde durch das Wahrnehmen mittels der Haut tritt. Die Grenze ist, nach Kamper, unbeschreiblich, unüberschreitbar, unausrottbar. An ihr kann Fremdes erfahren werden. Dazu ist Sensibilität, Wahrnehmung, Empfindung und Intensität notwendig.

> „Sie [die Grenze] ist eingebildet, aber als solche Einbildung unausrottbar. [...] Das Vertrackte liegt darin, daß man die Grenze nicht mehr los wird, wenn man sie hat, selbst wenn man großzügig darauf verzichtet. Man kann Grenzen ziehen, aber nicht ohne weiteres löschen. [...] Die Grenze gehört der primordialen Wahrnehmung an, die nahe am Chaos der Eindrücke erste Ordnung stiftet. Sie ist ein Muster, kein Material der Erfahrung. [...] Sie gehört zur Ordnung des menschlichen Geistes, entspricht dem Bedürfnis nach Eingrenzung und Ausgrenzung, verschwindet aber nicht auf Befehl. Wer Grenze sagt, ist irgendwie darüber hinaus und bleibt ihr doch unterlegen. Ihre sprichwörtliche Dialektik ist keine der Befreiung, sondern des Zwangs. Denn mit den Grenzen ist ein spezifischer Unsterblichkeitswahn verbunden, der immer dann mobilisiert wird, wenn sie aufgehoben werden soll. Dann kehrt die Angst zurück, die seit Beginn der ordnenden Tätigkeit bekannt ist, wenn auch verdrängt. Weil sie zum Arsenal des Geistes gehört und Denken selbst als Grenzziehung fungiert, ist die Grenze nicht wegzudenken. [...] Grenzen sind auf eine verhängnisvolle Weise unüberschreitbar." (Kamper 1998, 14f.)

Grenze ist demnach nicht Stoff, sondern ein Muster der Erfahrung. Sie ist eine Einbildung, die Eigenes von Fremdem trennt. Sie gehört zur Ordnung des menschlichen Geistes. Unsere Kultur hat durch die Sprache und andere Formen des Symbolisierens strenge Grenzen gezogen und so eine determiniert gedachte Welt erstellt. Der Mensch braucht Grenzen, ist ständig auf der Suche nach Ordnungen. Diese Suche wird oft durch die Angst vor Ungewissem verhindert, hindert uns, an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten zu gehen, um sich an ihnen nach Außen zu öffnen, um Anderes und Fremdes zu erfahren.

> „An der Grenze läßt sich studieren, wie etwas Gedachtes wirklicher als wirklich werden kann. Man nehme das Verhältnis von Territorium und Karte,

[1] Genauer mit der Herkunft des Wortes „Grenze" und seinem semantischen Wert befasst sich Kamper (1998) in seinem Buch „von wegen", 13f.

> das zur Unterscheidung verschiedener logischer Ordnungen immer wieder herangezogen wird. Die Mark ist noch Teil des Territoriums, die Grenze gehört schon zur Karte, ist jedoch als derartige Abstraktion dem gegebenen Gelände weit überlegen. Die Menschen leben seitdem in symbolischen Welten, nicht mehr in realen. Ihre Sprache ist die Haut, die zwischen Innen und Außen unterscheidet. Nur noch in Extremfällen der Angst können sie den Weltinnenraum ihres gedeuteten Universums verlassen.“ (ebd. 14)

Mittels der Haut ist eine Öffnung hin zu fremden Ordnungen möglich. Dieser Öffnung und der Entgrenzung der Differenzen muss aber das Bewusstsein der Unüberschreitbarkeit der Grenzen vorausgehen.

> „Gerade zu illusionär im faden Sinne ist die Annahme, man könne sie überschreiten und sie damit verharmlosen. Das Gegenteil trifft zu. Grenzen werden durch Überschreitung befestigt und sind danach ganz und gar unverrückbar. [...] ...das elaborierte Gespür und eine entsprechende Strategie, das System der Differenzen, der verzeichneten Grenzen nicht nach außen zu überschreiten, sondern nach innen zu öffnen. Zwar werde eine solche Entgrenzung der Differenzen eine Tendenz zur Unentscheidbarkeit verstärken, und die Öffnung sei der Weg ins Monströse. Aber die Annahme der Unüberschreitbarkeit von Grenzen eröffnet eine andere Welt der Erfahrungen und des Denkens.“ (ebd. 19)

Nur das Bewusstsein der Unüberschreitbarkeit der Grenzen und ein geübter Umgang mit Grenzen bewirken, laut Kamper, ein Erfahren fremder Ordnungen, ihrer Strukturen. Erfährt man sie, verändern sie unweigerlich die eigenen, wenn auch nur im kurzen Moment des Erfahrens. Da auch Denken als Grenzziehung fungiert, setzt gleichzeitig ein Umdenken ein. Doch weder das Fremde noch das Eigene dürfen in diesem Moment Totalität beanspruchen.

> „Die Erfahrung des Fremden [...] zeigt von vornherein eine *Ambivalenz*; sie erscheint als verlockend und bedrohlich zugleich und kann sich bis zu einem *horror alieni* steigern. Bedrohlich ist sie, da das Fremde dem Eigenen Konkurrenz macht, es zu überwältigen droht; verlockend ist sie, da das Fremde Möglichkeiten wachruft, die durch die Ordnungen des eigenen Lebens mehr oder weniger ausgeschlossen sind. [...] In jedem Fall bringt die Erfahrung des Fremden die Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem in Bewegung, und dies umso mehr, je näher uns das Fremde rückt.“ (Waldenfels 1999a, 44)

Es besteht die Möglichkeit sich Fremden zu nähern, ganz nah an gemeinsame Grenzen zu gehen, um seine Ordnung zu erfahren – wenigstens eine Zeit lang. Die Zeit ist beschränkt und trotzdem von einer unentrückten Gegenwärtigkeit gekennzeichnet.

> „Erfahrung bedeutet zunächst ein *Geschehen*, in dem die ‚Sachen selbst’, von denen jeweils die Rede ist, zutage treten. [...] Schließlich verweist die Erfahrung auf *Ordnungen*, die in bestimmten Grenzen variieren. Daß etwas als etwas erscheint, besagt zugleich, daß etwas *so und nicht anders* erscheint, daß also bestimmte Erfahrungsmöglichkeiten ausgesondert, andere ausgeschlossen sind. Die gleichzeitige Selektion und Exklusion führt dazu,

> daß es bestimmte Ordnungen gibt, nicht aber eine einzige Ordnung. Diese Kontingenz begrenzter Ordnungen bildet die Vorbedingung dafür, daß es Fremdes gibt, und zwar in dem präzisen Sinne, daß etwas sich dem Zugriff der Ordnung entzieht.“ (ebd. 19f.)

Klettern ist eine Möglichkeit sich den Grenzen des Fremden zu nähern, da auch die Route nur eine eingebildete Linie am Fels ist. Die Grenze ist eine Qualität, die beim Klettern an den Quantitäten des eigenen Körpers bemerkt werden kann. An der Grenze verringern sich mit der Zeit körperliche Kräfte. Nur die Qualität der Handlung bleibt konstant.
Über die Beschreibung von Beschreibbarem, von Bewegungen und Wahrnehmungen, habe ich versucht, mich der Einbildung der Grenze zu nähern. An der Grenze möchte ich weiterdenken, da die Grenze ein Objekt nicht nur an etwas Anderes angrenzen lässt. Eine Grenze grenzt ein Objekt auch immer ein, lässt es somit zu etwas Eigenständigem werden, das sich gegen anderes abgrenzt.

> „Die Ordnung der Lebenswelt zeigt sich also nicht nur mit anderen Ordnungen verflochten, vielmehr trifft sie in der radikalen Form der Fremdheit auf ein Außer-ordentliches, das nicht einer anderen Welt angehört, aber dieser unserer Welt ein anderes Licht, eine andere Tonlage gibt.“ (Waldenfels 1999b, 185)

Die Grenze ist ein Muster, lässt Ordnungen erfahren, die unweigerlich die eigenen beeinflussen. Wie die Ordnung beim Handlungsablauf „Klettern“ konstruiert ist, soll im folgenden Kapitel erörtert werden.

Der Kletternde begibt sich bewusst an die Grenze seiner eigenen körperlichen Möglichkeiten und zugleich an die Grenze zwischen Eigenem und Fremden, da nur hier das Zusammenspiel aller Sinne gefordert wird und er die Intensität als Qualität erfahren kann. An der Grenze wird der Kletternde aber auch mit Unsicherheiten konfrontiert: einerseits den Unsicherheiten des Typus Risiko, die positiv sind und aktivieren. Andere Unsicherheiten sind negativ: Sie treten auf, wenn erinnert und verglichen wird – Distanzen bis zum letzten Haken, erlebte oder eingebildete Unfälle, oder wenn die Kräfte des Kletternden schwinden. Dann, wenn diese negative Unsicherheiten Aufmerksamkeit beanspruchen, verringert sich die Konzentration des Kletternden, die rein auf den Fels gerichtet sein soll. Der Kletternde muss positive von negativen Unsicherheiten unterscheiden, um sich so der Grenze und ihrer Unüberschreitbarkeit bewusst zu werden. Denn nur dann, kann sie das Chaos an Eindrücken, das der Kletternde erfährt, ordnen, um sein Weiterkommen zu bewirken. Die Grenze lehrt den Kletternden ein sensibles Wahrnehmen, erzeugt Einstellungen und beeinflusst den Handlungsablauf des Kletternden.

RITUALE

Ein Tanz des Körpers mit dem Fels, eine rhythmische Bewegung, wenn es gut geht. Es ist eine Beschäftigung in der Natur.(Int.I, 2f.)

Klettern ist mehr als die Harmonie, erzielt durch das Aneinanderreihen von Bewegungen, mehr als ein Tanz. Klettern ist ein strukturierter Handlungsablauf, es ist ein Zusammenspiel von Eigenem und Fremden, von Freiheit und Regeln, Loslassen und Festhalten, Fiktion und Realität, von Alleinsein und Gruppe, Spiel[1].

Ja, ich kriege, zuerst einmal denke ich mir, Ja die Stelle steige jetzt ich vor. Während ich das sage, bekomme ich Herzklopfen. Mir taugt das, irgendwie so eine Aufregung. Dann fange ich an, dann merke ich meistens, dass ich unkonzentriert bin, dann sag ich, nein, dann muss ich mich konzentrieren. Dann klettere ich. Dann gibt es so Phasen, wo ich mir denke, oje, wenn jetzt der Zug kommt, Scheiße, ich kann nicht weiter, oder [...] Wenn es eine wirklich schwere Stelle ist, dann schaue ich, dass ich mich konzentrier und führe meistens Selbstgespräche, weil wenn es brenzlig wird, so leise vor mich dahin und denke eigentlich nicht, ob da unten Leute sind, oder an meinen Sichernden denke ich eigentlich kaum mehr. Wenn es aber aufgeht, dann klinke ich ein[2] oder versuche etwas zu legen, und denke mir, ah gut, und dann fällt halt was ab und ich schau, dass ich weiterkomme (Int.V, 55f.)

Der Weg ist beim Gehen eine Abfolge aus Schritten, die einer gedachten Linie folgen. Ein Schritt ist der Moment der Bewegung, in dem sich der Gehende in eine instabile Position bringt. Es folgt ein – oft nur kurzer – Moment der Stabilität, der verwendet wird, um sich vorzubereiten auf die nächste Bewegung. Beim Klettern gleicht der Zug dem Balanceakt des Schrittes. Die Tour, Route oder Seillänge ist der Weg, der einer eingebildeten Linie in der Vertikalen folgt. Die Handlungen erfolgen entlang dieser eingebildeten Linie und gemäß ihrer Vorgaben. Die Art und Weise der Abfolge der Handlungen scheint geregelt zu sein, verläuft immer gleich.

Rein technisch gesehen ist es halt so, dass man sich vor dem Weggehen noch einmal versichert, ob die Sicherung passt, ob der Partner das auch richtig eingehängt hat. Man wirft sich noch einmal einen Blick zu oder verständigt sich noch einmal kurz über das. Kontrolliert vielleicht auch schnell, ob man alles dabei hat, was man halt so braucht. Und dann ist es immer

---

[1] Auch John Gill, der „amerikanische Felsenmeister“, verglich einmal eine extrem schwierige Felsroute als physisches Gegenstück mit einem Schachproblem: „In solchen Wandproblemen sind die Griffe und Tritte spärlich verstreut sowie ungünstig strukturiert und angeordnet. Auf den ersten Blick ist es kaum noch möglich, hier eine logische Bewegungsabfolge zu erkennen. Selbst dann, wenn man einmal die optimale Verbindung zwischen den Griffen und Tritten entdeckt hat, sind die Bewegungsabfolgen nur unter größten Mühen auszuführen.“ (Güllich 1986, 86)

[2] „Einklinken“ bezeichnet das Einhängen des Seils in die Expressschlinge.

unterschiedlich. Wenn es jetzt so Routen sind, die so Sportkletter-charakter haben, auch in der alpinen Umgebung, dann wird einfach ein Haken nach dem anderen gesucht, wird relativ viel so ausgeblendet, weil man ja den Weg vorgegeben hat. Wenn es jetzt aber beispielsweise alpine Routen sind, wo nichts steckt, da ist vor allem einmal schauen angesagt, dass man den richtigen Weg findet, die richtige Linienführung da auch hat. Ja, dann schaut man einfach, wie man die vermeintlich beste Linie am einfachsten umsetzt. Also, man geht da den einfachsten Weg bzw. den viel versprechendsten Weg, also es ist oft einfacher durch Schotterrinnen zu krabbeln, aber das ist nicht atemberaubend schön. Man sucht einfach das einfachste Schönste. Dann geht es dahin. Und wenn man den nächsten Haken findet, dann ist das immer eine große Befriedigung und man kann einhängen. Oder wenn man die nächste Sicherung legen kann, dann ist das auch immer toll. Dann weiß man halt, dass man was getan hat, im Falle des Falles sein Leben da zu verlängern. Ja, dann geht es so dahin und dann strebt man aufwärts bis das Seil[3] aus ist. (Int.IV, 75f.)

Der Kletternde blickt, bevor er losklettert, nach oben, um zu erfahren, was ihn erwartet. Doch mit dem Blick nach oben kann höchstens die Steilheit der Wand bestimmen werden. Nur Ungefähres wird wahrgenommen. Der Kletternde geht zur Wand, fühlt die Strukturen des Felsens, passt sich ihnen an. Bevor er in die Wand einsteigt, vergewissert er sich, dass der Partner bereit ist, ihn zu sichern. Kontrolliert, ob er alles Nötige dabei hat. Er hebt ab und begibt sich mit dieser ersten Bewegung in eine Welt, in der er andere strenge Regeln befolgen muss, um weiterzukommen. Er nimmt wahr, macht sich Vorstellungen über die Bewegung, greift, steigt, zieht sich an Griffen und Tritten hinauf, erreicht einen Haken, klinkt eine Expressschlinge[4] in den Haken und das Seil in ebendiese ein. Sind keine Haken vorhanden, müssen eigenhändig Sicherungen gelegt werden. Durch das Einklinken des Seils in Sicherungen wird das Verletzungsrisiko im Falle eines Sturzes verringert. Er klettert weiter, klinkt in gewissen Abständen das Seil in Sicherungen ein. Erreicht einen Standplatz[5].

---

[3] „Sportkletterseile bestehen aus einer Nylon-Kernmantelkonstruktion und werden definiert nach Durchmesser, Metergewicht und Anzahl der Normstürze. Es werden im Allgemeinen drei verschiedene Seiltypen unterschieden: Einfach-, Zwillings- und Halbseile, die teilweise in verschiedenen Ausführungen auf dem Markt sind. " (Strobl 1992, 25f.)
„Einfachseil: So dimensioniert, daß der einfache Strang ausreicht, um einen Sturz zu halten.
Halbseil: Für das Klettern mit zwei Seilsträngen dimensioniert, das Klettern in Doppelseiltechnik. Bei dieser Technik werden die Seilstränge abwechselnd eingehängt. Dadurch ist es möglich, einen günstigen Seilverlauf zu erreichen.
Zwillingsseil: Nur für das Klettern mit zwei parallelen Seilsträngen dimensioniert, das Klettern in Zwillingsseiltechnik. Bei dieser Technik werden immer beide Seilstränge in den Zwischensicherungen eingehängt." (Larcher/Zak 1994, 51)

[4] Eine Expressschlinge ist eine „kurze, meist in der Mitte zusammengenähte Bandschlinge mit je einem Leichtkarabiner an den beiden Enden." (Luiprecht 1994) Eine Expressschlinge dient als Verbindungselement zwischen dem Haken und dem Karabiner und in der Folge dem Seil, da ein direktes Einhängen des Karabiners in den Haken bei einem Sturz einen Karabinerbruch verursachen würde.

[5] Der Kletterer baut an dieser Stelle eine Sicherungssystem, an dem er seinen Partner nachsichern kann und gleichzeitig selbst gesichert ist. Dem Partner gibt er durch ein Kommando zu verstehen, dass er nachklettern soll. Der Standplatz wird bei Larcher/Zak (1994, 16) als eine „Insel der Sicherheit, ein absolut sicherer Ort zur Selbst- und Partnersicherung" bezeichnet.

Spannungsabfall und Entspannung. Die Tätigkeiten der Partner werden gewechselt: der, der zuerst klettert, sichert nun und umgekehrt. Erreicht auch der Partner den Standplatz beginnt der Handlungsablauf von vorne. Stände bieten einerseits Entspannung und Sicherheit, andererseits sind sie aber dazu da verlassen zu werden. Handlungsabfolgen werden solange wiederholt, bis man das Ende der Tour erreicht hat.

Diese Handlungsabfolge „Klettern“ wird durch Begrenzungen konstruiert, durch Grenzen, die der Kletternde nicht überschreiten kann, da sie unüberschreitbar sind. Eine Begrenzung sind Gefahren, welchen sich der Kletternde freiwillig aussetzt. Eine zweite Begrenzung stellen die Vorgaben der Natur in Raum und Zeit dar.

Begrenzung – Gefahren

Ja, man versucht die Gefahren, die zweifellos bestehen, zu [...] indem dass man Strategien anwendet. Auch die Fertigkeiten und das Wissen, das man sich vielleicht angeeignet hat über die Jahre, so einzusetzen, dass einem nichts passiert. Ausschließen kann man es natürlich nicht, das ist ein gewisser Reiz dahinter, dass man eine Tätigkeit betreibt, die nicht bis in das Letzte abgesichert ist. Ja, aber trotzdem, man macht das so, dass man das alles, was man kann, dafür einsetzt, dass einem nichts passiert, dass man möglichst sicher ist, nur wenn es auf der sicheren Seite ist, dann ist es ein schönes Gefühl. Denn, wenn man wirklich ums Überleben kämpft, dann ist es kein schönes Gefühl mehr. Und das strebe ich zumindest nicht an. (Int.IV, 116f.)

Die Handlungen der Kletternden passen sich nicht nur den Vorgaben am Fels an, sondern richten sich auch nach dem Bestreben, Risiken zu minimieren. Die Gefahren des alpinen Geländes begrenzen die Illusion der Endlichkeit des Kletternden. Der Kletternde weiß um die Risiken von Gefahren bescheid, er weiß auch, dass die Gefahren an sich unbeeinflussbar sind (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko“.). Er schärft seine Sinne, um die Gefahren zu erkennen. Denn nur dann, wenn er sich dieser bewusst ist, kann versuchen, sie gar nicht einzugehen oder sich vor ihnen zu schützen: So ist der Helm ein Schutz vor Verletzungen durch Steinschlag. Gefahren sind nur minimal reduzierbar und mit einem großen Restrisiko, das mitunter tödliche Folgen haben kann, verbunden.

Das sind dann die ganzen objektiven Gefahren, die habe ich im Kopf ausgeschalten, da habe ich eine ganz eigene Einstellung. Ich habe schon viele gute Freunde verloren beim Bergsteigen. Ich habe aber auch sicher genauso viele Leute verloren, die ich nicht so gut gekannt habe, die sind durch eine Krankheit oder bei einem Autounfall gestorben. Und, die Gefahren, die ich selber nicht beeinflussen kann, die schalte ich aus. [...] Wenn ich aber in einer alpinen Klettertour einen Helm aufhabe und ich gehe in einem moderaten Schwierigkeitsgrad, sage ich jetzt einmal in einem sechsten Grad und ich tu da in vernünftigen Abständen Sicherungsmittel platzieren, dann glaube ich einfach, da habe ich das Risiko minimiert, ich habe alles gemacht, dass ich so einen gewissen

Standard habe. Wenn mir jetzt aber ein Felsblock auf den Kopf fällt, dann sage ich, das war Schicksal. Das Risiko nehme ich aber nachher in Kauf, wenn ich mich im alpinen Gelände bewege. (Int.III, 156f.)

Es gilt einen Weg zu finden, um die Gefahren, die zweifellos bestehen, weder zu ignorieren, noch die ganze Aufmerksamkeit auf sie zu richten. In der obigen Interviewpassage wurde erwähnt, dass der Kletternde das Verletzungsrisiko beim Klettern geringer einschätzt als das Risiko eines Autounfalls[6] oder einer Krankheit. Es wird demnach das Verletzungsrisiko beim Klettern in Relation zu dem im Alltag gestellt. Gefahren und Risiken werden von den Kletternden also wahrgenommen, aber es gilt, genauso wie im Alltag, einen Weg zu finden, mit ihnen umzugehen, ohne sich dabei gänzlich zu blockieren.

Einerseits sicher das, dass es in bestimmten Bereichen keine Kompromisse geben darf oder geben kann. Es gibt einfach Entscheidungen, die unumstößlich sind, oder man bezahlt mit einem hohen Preis. Es gibt schon so etwas wie endgültige Werte, also, das ist mir bewusst. Mir ist auch bewusst, dass man im Grunde genommen als Mensch nicht sehr wahnsinnig viel aushalten kann. Es braucht nur einmal recht kalt sein, oder man braucht nur einmal recht weit oben sein, dann sieht man, wie zerbrechlich man eigentlich selber ist. So Sachen, so Einsichten, die sind schon da. (Int.IV, 138f.)

Das Wahrnehmen der Gefahren und des von ihnen ausgehenden Risikos bedingt nicht nur den Handlungsablauf beim Klettern, sondern erzeugt auch Einstellungen. Einstellungen und das Wissen um bestimmte Gefahren und um ein unumstößliches Restrisiko, das Wissen um die eigene Endlichkeit.

Begrenzung im Raum und in der Zeit - Risiko

Es ist vor allem einmal die Dimension des Vertikalen. Das habe ich beim Schitourengehen nicht. Ich kann beim Schitourengehen sehr steil fahren, aber vertikal oder überhängend sich fortbewegen, das ist eigentlich in keiner anderen Sportart möglich. Nirgends anders hat man so, so zu sagen, mit der Schwerkraft zu tun, wie beim Klettern! Nirgends anders hat man so die Konsequenzen zu tragen, wenn die Schwerkraft stärker ist als die eigenen Muskelkräfte, und das ist eigentlich das, was den besonderen Reiz ausmacht. Beim Laufen, auch Berglaufen aber auch so, da hat man das einfach nicht. Da bewegt man sich immer mehr oder weniger in der Ebene, zweidimensional,

---

[6] Dass die Vermutung, die in der obigen Interviewpassage aufgestellt wurde, nicht vollkommen falsch ist und auf Österreichs Straßen wirklich mehr Leute sterben als bei Sportarten, belegt folgende Statistik des Kuratoriums für Verkehrssicherheit: „Im Jahr 1998 ereigneten sich laut amtlicher Todesursachenstatistik 2.498 tödliche Unfälle. Nur Verkehrsunfälle (Kfz-Unfälle und sonstige Transportmittelunfälle) sind in dieser Statistik explizit ausgewiesen (917 Tote); der Bereich Arbeit (233 Tote; ohne Wegunfälle) wird unter Zuhilfenahme der Statistiken der Unfallversicherungsträger1 definiert. Die verbleibende Anzahl von 1.348 Unfalltoten wird den Bereichen Heim, Freizeit und Sport zugeschrieben. Die Anzahl tödlicher Sportunfälle von Inländern wurde für das Jahr 1998 mit 187 angenommen (ohne tödliche Radfahrunfälle; Vgl. Überblick 3): Dies ergibt einen Anteil der Sportunfälle an den tödlichen Unfällen von ca. 7 %.“ (http://www.sicherleben.at/) Man darf allerdings nicht ungeachtet lassen, dass die Relation der Unfallszahlen zu der Zahl der Autofahrer bzw. Sportbetreibenden nicht berücksichtigt oder angegeben wurde.

Länge und Breite. Beim Klettern, da bin ich natürlich auch nur zweidimensional unterwegs, erschließen wir mehr oder weniger die Vertikale, und das ist ein besonderer Reiz bei dem. (Int.IV, 30f.)

Eine erste Begrenzung im Raum ist die Vertikale. Spürbar wird diese Begrenzung in der Zeit, wenn der Körper ermüdet und die Kräfte weniger werden, präzises Wahrnehmen und Bewegen schwieriger wird, Körperspannung sich verringert. Denn dann wird sich der Kletternde der Endlichkeit des Kampfes gegen die Schwerkraft bewusst.

Im Alpinen ist für mich, auch wenn es ausgesetzt ist, auch wenn es große Griffe sind, dann ist die Höhe [...] da denke ich mir, wenn da jetzt etwas ausbricht. Das ist aber nicht immer, manchmal kommen die dann [...] da denke ich mir einfach, mei, das ist einfach blöd.(Int.V, 47f.)

Die Endlichkeit dieses Spiels ist nicht nur am Schwinden der eigenen Kräfte spürbar, sondern auch an der nachlassenden Konzentration und Wahrnehmung erfahrbar, es ist ein Kampf gegen Einbildungen und Erinnerungen. Mit zunehmender Höhe vergrößert sich die Distanz nach unten, bis zur sicheren Ebene. Ausgesetztheit lässt zudem den Blick frei auf diese Ebene, die Sicherheit bedeutet, und bewirkt ein quantitatives Erkennen der Distanz. Mit zunehmender Höhe und einem sich zunehmenden Entfernen von „absoluter“ Sicherheit steigt demnach auch die Unsicherheit.

Ja, subjektiv. Aber es gibt halt auch eine festgelegte Zeit, sagen wir so, die ist einfach physikalisch festgelegt. Also, insofern, wenn man sie mit der jetzt vergleicht, ist die falsch. Ja, es ist eben, mir kommt die Bewegung besonders langsam vor, besonders beim Sportklettern eben. Und, ja, im alpinen Klettern, da denke ich eigentlich weniger an die Zeit. Das einzige Problem ist eben, wenn man wirklich eine paarseillängen Tour geht, und man ist ein bisschen müde, dann kommt es schon einmal in den Sinn, dass die Zeit ziemlich fortgeschritten ist. Also, da verlauft die Zeit viel schneller, als ich es mir eigentlich denke. Also, da passiert es mir nachher auch, dass ich in einer leichten Route durch Kleinigkeiten sehe, dass ich noch Zeit brauche und so, aber die Zeit verrinnt und ich das gar nicht so gemerkt hätte. Da ist das eben ein Nachteil. (Int.II, 94f.)

Eine weitere Begrenzung stellt die Zeit selbst dar. Der Kletternde erfährt während der Handlung eine zeitentrückte Gegenwärtigkeit – ein Jetzt, ohne Zukunft und Vergangenheit. Die Erfahrung täuscht. Auch wenn die Handlung des Kletterns als Fiktion erscheint, bilden ihre Grenzen doch die Realität der Zeit und des Raumes. Die Sinne spüren die zeitliche Begrenztheit durch das Ermüden des Körpers und die nachlassende Konzentration. Die Schwierigkeit beim Klettern besteht also darin ein Gleichgewicht zwischen Realität und Fiktion herzustellen. Einerseits macht die Fiktion einen Teil der Faszination beim Klettern aus, andererseits kann auf die Realität nicht vergessen werden. Der Kletternde begibt sich freiwillig und bewusst in dieses Spannungsverhältnis, in dem er zwar Anderes erfahren,

seiner Endlichkeit aber nicht entfliehen kann. Die Faktoren zu erkennen, die seine Konzentration schwächen und die Körperspannung verringern, bedeutet gleichzeitig ein Sich-Bewusstsein der Realität und der Endlichkeit.

Unalltägliches:

Das ist für mich Freiheit und volle Loslassen, also volle. Das ist eher mit den Bergen verbunden. Weil im Sommer, wenn ich am Berg gehe, da gehe ich jetzt eher klettern, weil wandern tu ich nicht soviel. Das ist einfach für mich, das ist eh so klassisch, aber da gibt es einfach für mich nichts anderes. Egal ob es mir schlecht geht vorher, wenn ich die Berge habe und ich sehe das Rundherum. Da geht es mir einfach gut, so richtig loslassen. Das ist für mich so beeindruckend. Beeindruckender als der schönste Altbau. Die schönste Architektur oder die Stadt kann für mich nie so ein Freiheitsgefühl oder Loslassen vermitteln wie ein Berg. Und auch nicht ein Meer. Das sind für mich einfach die Berge, ich weiß auch nicht warum [...] das Grobe irgendwie. Und auch mit dem Wetter, es muss nicht immer unbedingt schön sein, ich mag das [...] das ist irgendwie schwer zu erklären. Ja, loslassen, also voll abschalten können. Das ist für mich, das ist irgendwie ein eigenes Gefühl - mit Bergen und Klettern auch verbunden. (Int.V, 82f.)

‚Freiheit' und ‚Loslassen' wurde in den Interviews oft auf die Frage, was denn die Faszination des Kletterns ausmache, erwähnt. Freiheit und Loslassen? Wo doch Klettern genau deren Gegenteil, nämlich Festhalten und das Einhalten strenger Regeln während der Handlung selbst bedeutet. Ambivalenzen entstehen. Das Klettern an sich ist nicht Freiheit. Das Gefühl der Freiheit entsteht durch die Möglichkeit, sich in eine Welt begeben zu dürfen, die anders ist, als unsere alltägliche. Diese unalltägliche Welt des Kletterns besteht in der Natur, da auch sie aus unserem Alltag verschwunden ist.

Ahm [...] bei der Freiheit beim Klettern kommt eigentlich so mehr [...] da spielen andere Aspekte hinein, nicht wirklich nur die Route einmal, sondern das ist auch jetzt, dass man eben einmal mit Freunden, ab der Normalität, von dem Schema, das von der Gesellschaft als ein lässiges Schema oder als das anstrebenswertes Schema. [...] Man geht keiner Arbeit nach, sondern, mal schauen, heute mache ich einmal nichts, schönes Leben, geh hinaus, teile einfach meine Zeit einmal so ein, wie ich mag. Sicher, ich muss mich da ziemlich einschränken, weil ich dann nicht arbeite und dann womöglich finanziell nicht die Mittel habe, aber trotzdem, für mich ist das finanzielle weniger wichtig als das Denken, heute mach ich das, passt, deshalb mache ich das. Und das bezeichne ich als Freiheit beim Klettern. (Int.II, 205f.)

Die Natur bietet Raum für eine ‚fiktive', im Sinne von nicht-alltägliche, Welt ohne materialistische Zielvorstellungen, jenseits von gesellschaftlich vorgegebenen Handlungsmustern. Der Ablauf der Handlungen ist hier von einem Weg vorgegeben, von einer Linie, die an den Grenzen des Menschen und an den Grenzen zwischen ihm und dem Fels verläuft.

Der Zweck dieser Handlungen ist ihre Qualität, etwas das nur mit größter Mühe zu denken und noch viel schwerer in Worte zu fassen ist.

Ja, weil ich mich oft [...] das ist rein von mir, weil ich mir oft einen Stress aufbaue vom Lernen oder irgendetwas Privatem, wo ich mich schnell hineinsteigere, weil ich bin eher ein extremer Mensch, ich steigere mich bald in etwas hinein. Aber am Berg, da ist das irgendwie. da meine ich Freiheit eher mit Loslassen. Mir kommt vor, da oben die Luft die [...] durchlüftet [...] mich irgendwie abhebe von den anderen, jetzt nicht dass ich mir besser vorkomme. Dass nicht zu viele Leute sind, dass ich wo alleine [...] nicht ganz alleine, aber nicht irgendwie aus dem ganzen Trubel. Ich weiß nicht, das ist schwer zu erklären. (Int.V, 95f.)

Der Kletternde entfernt sich freiwillig aus der determiniert gedachten, alltäglichen Welt. Denn mit der alltäglichen Art des Denkens und Wahrnehmens werden auch die Mannigfaltigkeit und die Dimensionen der Welt eingeschränkt. Durch das Klettern in der Vertikalen verlässt man die ‚gewöhnliche' Ebene der Zivilisation, mit all ihren rationellen und quantitativen Werten und Zielen.

Es ist nicht mehr so, dass ich überall die Natur erleben kann im alltäglichen Leben. Und eben gerade beim Bergsteigen allgemein, und beim Klettern insbesondere, da hat man natürlich schon noch mehr an Natur zu ertragen mit allen Vor- und Nachteilen. Mehr Sonne und mehr Wind, mehr Regen und Kälte, aber auch mehr Wärme, und an Gelände und an Aussicht [...] das ist auch ganz bestimmt ein Grund, warum ich auf die Berge steige, auch gerade die Aussicht. Wenn man immer nur herunten wäre, in der Stadt wäre, da würde einem schon ganz was Großes fehlen, nämlich einfach der Blick in die Unendlichkeit, bis zum Horizont. (Int.IV, 99f.)

Der Kletternde strebt in die Höhe, wahrscheinlich auch um sich von „gewöhnlichen" Denkweisen abzuheben und zu entfernen, damit die Sinne, und besonders der Blick, frei werden können für Neues und Unbekanntes.

So beim Klettern ist es jetzt qualitativ nicht viel anders, so von mir jetzt gesehen, als bei anderen Sportarten, die sich am Berg abspielen. Das heißt, für mich ist vor allem, das Gefühl eingebunden zu sein in der Natur oder ein Teil der Natur zu sein, so draußen sein und auch die Elemente zu spüren, das ist schön. (Int.IV,20f.)

Der Kletternde ist nicht nur am Fels, sondern gleichzeitig in der Natur, da auch der Fels etwas Natürliches ist. Die Utopie, dass der Kletternde sich, gleich dem Fels, den Kräften der Natur entgegenstellen könne, käme der Utopie der Unsterblichkeit gleich. Und genauso wenig kann ignoriert werden, dass die körperlichen Kräfte unbeschränkt sind. Das Klettern lässt eine Welt entstehen, die einerseits Freiheit von Alltäglichem, aber andererseits Zwang bedeutet. Zwang hinsichtlich der Unbeeinflussbarkeit der Kräfte der Natur und des eigenen Körpers.

Gruppe:

Bei der Gruppe? Du kannst so vieles austauschen mit den Leuten, und reden, weil viele Sachen einfach anders wahrgenommen werden. Es ist einfach ein Unterschied, ob du solche Sachen allein erlebst oder mit der Gruppe. [...] Es ist einfach [...] in Zusammenhang mit der Natur erleben. Ich meine es gibt schon immer zwei, drei Leute, auf die man sich verlassen kann beim Klettern. Das ist so [...] wenn die nicht auch die selbe Wellenlänge haben wie du, dann habe ich das Gefühl nicht, dass ich mich total auf sie verlassen kann. (Int.II, 235f.)

Sich mit jemandem in eine Tour zu begeben, verbindet. Sich an Ständen zu treffen, schnell Erfahrungen auszutauschen, zu erahnen, was der andere in diesem Moment fühlt, da man diese Momente kennt, verbindet. Das ähnliche Gefühl der Erleichterung, wenn man das Ende der Tour erreicht hat, dieses Aufatmen, lässt vermuten, dass der Partner ähnliches erlebt hat. Es ist schwer, das, was erlebt wurde, in Worte zu fassen. Worte haben sich trotzdem angesammelt in der Zeit des Kletterns, in der kein Platz für sie war. Über das Beschreibbare am Unbeschreibbaren zu reden, mit Personen, die ähnlich fühlen, das verbindet.

Und was genau [...] was halt noch [...] was mir jetzt gerade eingefallen ist [...] einerseits ist man zu zweit und [...] auf den anderen angewiesen. Und trotzdem in der Wand bist du komplett alleine. Das ist [...] z.b. im Alpinen, beim Nachklettern, da tu ich meistens nachklettern, da siehst du dich nicht mehr, im Prinzip [...] du hängst zwar am Seil und bist verbunden, aber im Prinzip denke ich mir, bist du komplett alleine. Du triffst dich zwar wieder am Stand und meistens redest du ja eh nicht viel miteinander, so ist es halt bei mir, obwohl ich normal sehr viel rede, da geht man halt weiter und da wird wieder weiter gesichert, aber mir kommt vor, man ist [...] es ist so eine Mischung zwischen totaler Einsamkeit und trotzdem hängt man aneinander. Das ist auch, das ist mir schon öfter eingefallen, im Prinzip bist du komplett alleine trotzdem zu zweit [...] das ist das Faszinierende auch, das ist mir gerade eingefallen. (Int.V, 223f.)

Doch diese Verbundenheit wird verstärkt nach der Tour erlebt, nicht während der Handlung selbst. Während dem Klettern ist man alleine. Der Partner sichert nur. Doch bei der Bewegung selber kann niemand helfen, und auch dann nicht, wenn das Gefühl der Unsicherheit aufkommt. Der Kletternde hat sich freiwillig in diese Situation der Einsamkeit und des „Auf-sich-gestellt-seins“ begeben. Sogar auf das Mittel der Kommunikation, der sprachlichen Verbindungen zu anderen Personen, wird während der Handlung des Kletterns vergessen. Er redet höchstens noch mit sich selber.

Freiwilligkeit:

Ich kann Klettern nicht trainieren, ich meine schon trainieren, aber wenn ich zum extrem trainieren anfange, dann würde mich das Klettern nicht mehr interessieren. Du weißt schon was ich meine!? (Int.I, 23f.)

Die Freiwilligkeit bezieht sich auf die Entscheidungsmöglichkeit, ob man Lust hat auf Klettern oder nicht. Ohne Freiwilligkeit kann der Kopf nicht frei werden von anderen Gedanken, was das Klettern verunmöglichen würde, da es die ganze Aufmerksamkeit beansprucht.

Zu- und Abstieg:

Das fängt damit an, das ist mir heuer im Herbst aufgefallen, wo ich privat unterwegs war. Es hat so eine Zeit gegeben, da habe ich eigentlich die Touren gemieden, wo ich einen weiten Zustieg gehabt habe. Mittlerweile, das habe ich heuer einmal für mich selber ausgesprochen, das war ganz wichtig, ich bin regelrecht froh, dass man zwei Stunden zum Einstieg hinauf geht, weil einfach soviel Last, die du im Alltag sonst mit dir herumschleppst – Uni, finanzielle Sachen, Familiäres, Liebesleben – du kannst einfach so viele Sachen. [...] Ja, es ist einfach, wenn man zwei Stunden dahin geht zum Einstieg, die erste Stunde denkt man vielleicht über solche Alltagsprobleme nach, dann fällt wieder eins weg, ein Problem, und der Kopf ist wieder frei für etwas neues. (Int.III, 247f.)

Beim Klettern begibt man sich an die vertikale Oberfläche der Natur, die eine Ordnung fernab des Alltags erfahren lässt. Doch ‚fern-ab' des Alltags impliziert ein ‚Ablegen' des Alltags und ‚Aufnehmen' des Fremden. Das Ablegen alltäglicher Gedanken geschieht beim Zustieg, bei dem man sich der monotonen Bewegung des Gehens[7] hingibt, die noch Platz lässt, um zu denken. Gedanken werden mitgeteilt oder Noch-zu-Denkendes fertig gedacht. Man weiß, dass der Kopf frei werden muss. Mit der Zeit nähert man sich der Wand. Man erblickt sie. Und dieser Blick erinnert an Erlebtes, verunsichert. Die Frage wird aufgeworfen, ob man die Forderungen der Wand ein weiteres Mal erfüllen kann. Die Wand ist etwas Gewaltiges, was Respekt hervorruft. Respekt, der nötig ist, um nicht sich Selbst, sondern die Wand in den Mittelpunkt zu stellen

Also, im Vorfeld steht einmal, da ist immer eine gewisse Nervosität da, wenn du so eine große Wand machen willst, ja, da bin ich nervös, das kann ich ganz offen sagen. Und da kommen die Überlegungen, was brauche ich alles oder habe ich alles, oder bin ich dem schon gewachsen oder ist das eine Selbstmordaktion, in die ich mich „hineinverkopft" habe. Ja, und mit jedem Schritt zur Wand hin baut man eine gewisse Nervosität auf, aber mit jedem Schritt hin baut man auch etwas anderes ab, irgendetwas geht weg. Wenn man

[7] „Das Gleichmaß der Schritte ist wie eine Waagschale, in die man etwas hineingibt, aber auch wieder herausnimmt, um sie auszutarieren. Auf eine dynamische Weise gelingt es dem Gehenden dabei, sich selbst zu zentrieren. Für das Bewußtsein ist es unmöglich, in die Gehbewegung verstehend einzudringen. Bewußtes Gehen heißt deshalb, einen körperlichen Rhythmus als das Eigene und als das Fremde zugleich wahrzunehmen, nicht in ihn einzudringen, sondern mitzugehen, ihn zu begleiten" (Kamper/ Wulf 1984, 265). Sich selbst zu zentrieren, gelingt dem Individuum beim Gehen, das Klettern verlangt ihm jedoch ausschließliche Konzentration ab. Das Gehen ist außerdem eine Bewegung, die von uns bereits automatisiert wurde und daher die Aufmerksamkeit nicht mehr auf diese Bewegung gerichtet werden muss. Deshalb stellen der Zu- und Abstieg eine begrenzte Dauer dar, in der sich der Kletterer selbst zum Mittelpunkt seiner Gedanken machen darf.

zuawi kommt, fällt irgendetwas weg und irgendetwas kommt dazu. Aber ich kann es nicht beschreiben, wie das ist. Zuerst sitzt man noch auf der Hütte und überlegt noch, wann man weggeht und [...] eigentlich auch noch beim Zustieg, wenn man unter der Wand steht, und dann überlegt man sich schon, geht das schon hoffentlich gut und [...] aber, sobald man dann drinnen ist, dann sind eigentlich die Sorgen weg, oder die Nervosität, das ist weg. Da kommt man einfach, da steigert man sich viel zu sehr in das Klettern hinein. Da probiert man möglichst schnell zu sein, dass man da durchkommt. (Int.III, 124f.)

Jeder Schritt hin zur Wand ist gleichzeitig ein Schritt weg vom Alltag. Jetzt, wo der Kopf frei wird von Alltäglichem, macht sich bereits Neues breit – Nervosität, erzeugt durch den Anblick der Wand, die Erinnerungen werden ins Gedächtnis gerufen. Erinnerungen bewirken absolute Konzentration, die Aufmerksamkeit richtet sich nur mehr auf den Fels. Man geht hin, spürt ihn, steigt ein in die Wand und das Spiel, und klettert. Bewegungen ausführen, Sicherungen legen, Standplätze erreichen, Standplätze verlassen, sich Unsicherheiten hingeben, positiven und negativen - Zug um Zug. Am Gipfel fällt die Spannung ab, da sie nicht mehr benötigt wird. Die Aufmerksamkeit bleibt. Sie verringert sich zwar, aber bleibt bis zu dem Moment bestehen, in dem sich der Kletternde wieder in der scheinbar absoluten Sicherheit des Alltags befindet.

Das Spiel „Klettern“ ist mit Risiken verbunden, positiven Unsicherheiten, die aktivieren können. Der Kletternde versucht durch entsprechende Handlungen Risiken zu minimieren bzw. sich vor potentiellen Gefahren, die ja unbeeinflussbar sind, zu schützen, um so die positive Wirkung des Risikos zulassen zu können. Das bestehende Risiko vollkommen auszuschalten, käme allerdings einer Handlungslähmung gleich.

Spiel n. (seit dem 9.Jh.). Mittelhochdt. *spil*, althochdeutsch *spil*, mittelniederländisch *spel*; dazu das Verb mittelhochdt. *spil(e)n*, althochdt. *spilōn*, altsächsisch *spilon*; entsprechend alt-friesisch *spil, spel* und *spilia.* Die Ausgangsbedeutung scheint ‚Tanz, tanzen' zu sein. (Kluge 1999, 778)

Schlüsselbegriff: Spiel

> „Die Schönheit des bewegten menschlichen Körpers findet ihren Ausdruck im Spiel. In seinen höher entwickelten Formen ist das Spiel durchwoben von Rhythmus und Harmonie, jenen edelsten Gaben des ästhetischen Wahrnehmungsvermögens, die dem Menschen beschert sind." (Huizinga 1956, 14)

Das Chaos an Eindrücken, das während des Kletterns durch Wahrnehmungen gestiftet wird, wird in der Handlungsabfolge „Klettern" geordnet, das Bild ästhetischer und harmo-nischer Bewegungen erzeugt. An der Grenze zum Fremden ist diese Ordnung entstanden. An Grenzen der eigenen physischen und psychischen Kräfte wird sie bemerkbar.

Außerordentliches:

> „Diese Art von Tätigkeit gehört natürlich nicht zum Alltagsleben des Menschen in ihrer Beschäftigung mit den sie umgebenden Objekten [...], sondern in ihrer Haltung gegenüber den sie umgebenden Kräften, gegenüber der Natur, von der sie abhängig sind." (Mead 1978, 195)

Diese Ordnung besteht in einer Zwischenwelt zwischen Eigenem und Fremden, sie ist nicht „das ‚gewöhnliche' oder das ‚eigentliche' Leben" (Huizinga 1956, 18). Diese andere Welt ist zwar ein eingeschränkter oder veränderter Teil der Wirklichkeit, aber trotzdem nicht das ‚gewöhnliche Leben', da in ihr der Prozess der unmittelbaren Befriedigung von Notwendigkeit und Begierden unterbrochen wird. Doch bereits in ihrer Eigenschaft als eine regelmäßig wiederkehrende Abwechslung wird sie Begleitung, Ergänzung, sogar Teil des Lebens im allgemeinen. Es ist die Kunst, diese ‚fiktive' Welt zu erfahren und trotzdem nicht auf die Realität zu vergessen. Weder der einen, noch der anderen Welt Ausschließ-lichkeit zu gewähren, sondern sie miteinander zu verbinden, scheint die Lösung zu sein.

> „Es ist überflüssig und findet in der Freizeit statt. Spiel ist in seiner Erscheinung ungezwungen und frei. Frei von äußeren Zwängen und sekundären Zweckbestimmungen. Es entsteht, ist das Spiel gelungen, eine Art schwebender Schein, eine Faszination, die sich den Ursachen gegenüber verselbstständigt." (Fritz 1993, 78)

Freiheit bedeutet beim Spiel, sich in Zwänge einer außerordentlichen und begrenzten Welt begeben zu dürfen, frei davon, immer Entscheidungen treffen zu müssen. Das ist Freiheit, denn das Spiel an sich ist Zwang: „Alles Spiel ist zunächst einmal freies Handeln. Befohlenes Spiel ist kein Spiel mehr. [...] Das Spiel ist frei, es ist Freiheit." (Huizinga 1956, 18).

> „Der Form nach betrachtet, kann man das Spiel also zusammenfassend eine freie Handlung nennen, die also ‚nicht so gemeint' und außerhalb des gewöhnlichen Lebens stehend empfunden wird und trotzdem den Spieler völlig in Beschlag nehmen kann, an die kein materielles Interesse geknüpft ist und mit der kein Nutzen erworben wird, die sich innerhalb einer eigens bestimmten Zeit und eines eigens bestimmten Raums vollzieht, die nach bestimmten Regeln ordnungsgemäß verläuft und Gemeinschaftsverbände ins Leben ruft, die ihrerseits sich gern mit einem Geheimnis umgeben oder durch Verkleidung als anders als die gewöhnliche Welt herausheben." (ebd. 20)

Begrenzungen:

Diese Welt, als Teil einer außerordentlichen Realität, ist strukturiert und begrenzt, sowohl in der Zeit, als auch im Raum. Erfahrbar wird diese Ordnung und ihre Grenzen durch sensible Wahrnehmung und Konzentration. Dadurch grenzt sich das Spiel nicht nur ein, sondern auch ab. Intensität entsteht.

> „Das Spiel nimmt Raum ein, der abgesteckt und begrenzt wird, und schafft durch dieses „Begrenzen" Ordnung in dieser zeitweiligen Welt innerhalb der gewöhnlichen Welt. Das Spiel schafft Ordnung, ja es ist Ordnung. In die unvollkommene Welt und in das verworrene Leben bringt es eine zeitweise begrenzte Vollkommenheit." (ebd. 15f.)

Das Durchbrechen der zeitlichen oder räumlichen Schranken bedeutet immer ein Beenden des Spieles und den Fall zurück in den Alltag. Räumlich begrenzt ist das Spielfeld. Zeitliche Grenzen treten in Form von äußeren Einflüssen auf: zwar ist das Spiel von einer zeitentrückten Gegenwärtigkeit geprägt und erhält somit einen Ewigkeitscharakter, aber durch äußere Einflüsse wie Hunger, Müdigkeit, etc. kann das Spiel jäh abgebrochen werden. Begrenzungen im Raum und der Zeit schaffen Ordnung für diese fiktive Welt.

Intensität:

Im Spiel werden also zwei Welten miteinander verknüpft, deren beider Ursprung die Realität ist. Es erscheint geradezu als Paradoxon, sich in eine Welt zu begeben, die andere Werte und Regeln hat, als die alltägliche, und trotzdem Teil der Realität bleibt. Als wären in die Welt des Spieles Werte und Qualitäten „verbannt" worden, die aus dem Alltag weichen mussten.

> „Gerade die Verknüpfung des Gegensätzlichen, der Entspanntheit des Feldes als ganzem, der relativen Ausgrenzung aus dem gewöhnlichen Alltag und Lebenskampf einerseits, mit einer Spannung, die innerhalb dieses Feldes nun geradezu gesucht wird, macht die Variationsbreite der Spiele [...] verstehbar." (Scheuerl 1975, 196; Zit. bei Fritz 1993, 79)

Spannung und die damit verbundene Aktiviertheit[1] aller Sinne erzeugt Konzentration, die nötig ist um dem Spielverlauf folgen zu können. Der Spielende folgt einer fremden Struktur, vergisst ein Stück weit auf sich selbst und erlebt sich gleichzeitig dadurch erst selbst.

> „Die Intensität des Spieles wird durch keine biologische Analyse erklärt, und gerade in dieser Intensität, in diesem Vermögen, toll zu machen, liegt sein Wesen, steckt das, was ureigen ist.“ (Huizinga 1956, 10)

Intensität ist das Wesen des Spieles und eine Qualität beim Klettern: Parallelen tauchen auf. Und genauso, wie Sensibilität die Basis für die Wahrnehmung des Kletterers darstellt, ist sie auch die Vorraussetzung für das Spiel, da sie Spannung entstehen lässt.

> „Verlangt wird bei allen Spielen eine Sensibilität für die Selbstständigkeit und allzeit gefährdete schwebende Gleichgewichtslage des Spielverlaufs. Man kann ihn nicht willkürlich ‚in die Hand nehmen’, nicht ‚machen’. Man muß zu seinem Gelingen behutsame Impulse beitragen und die Antworten der Gegenstände oder Mitspieler, ihre neuen Konstellationen und Konfigurationen abwarten. Dazu ist oft eine gespannte, manchmal geradezu lauernde Aufmerksamkeit nötig, die sich aber nur einstellt, wenn man in allen anderen Beziehungen gelöst und entspannt ist, wenn man nicht krampfhaft und starr etwas durchsetzen will, sondern sich flexibel hält. Das Können des Spielers ist von eigentümlicher, doppelseitiger Art: Er muß nicht nur tun, sondern auch lassen können; er muß beides zugleich im rechten Augenblick.“ (Scheuerl, 1975, 208; Zit. bei Fritz 1993, 77f.)

Der Ausgang des Spieles bleibt bis zu seinem Ende hin ungewiss und hängt von einem unbeeinflussbaren Faktor ab. Je länger der Ausgang ungewiss bleibt, desto länger bleibt die Spannung beim Spiel bestehen.

> „Das Spiel bindet und löst. Es fesselt. Es bannt, das heißt: es bezaubert. Das Spiel ist ein Streben nach Spannung. Spannung besagt: Ungewissheit, Chance. [...] In dieser Spannung werden die Fähigkeiten des Spielers auf die Probe gestellt: seine Körperkraft, seine Ausdauer, seine Findigkeit, sein Mut, sein Durchhaltevermögen und zugleich auch seine geistigen Kräfte, insofern er sich bei all seinem feurigen Bestreben, das Spiel zu gewinnen, innerhalb der Schranken des Erlaubten halten muß, die das Spiel vorschreibt.“ (Huizinga 1956, 18)

Regeln:

Diese Ordnung besteht bereits vor dem Spiel, ist nicht veränderbar und nur minimal beeinflussbar. Regeln werden geschaffen um die Ordnung zu präzisieren, sie sind „eine Gruppe von Reaktionen, die eine bestimmte Haltung auslösen“ und Schwierigkeiten vermeiden sollen (Mead 1978, 194).

---

[1] „Aktivierung bezeichnet einen generellen Vorgang der Freisetzung energetischer Potentiale im Organismus, der uns befähigt, Aktivitäten zu beginnen und in Gang zu halten. Der Vorgang der Aktivierung führt uns in einen Zustand der Aktiviertheit und meint damit, ein „zentral-nervöses Erregungsniveau, ...das sich erlebnismäßig als Wachheit, Erregtheit, innerer Angespanntheit oder als deren Gegenteil (durch) Schläfrigkeit, Schlaf, Entspanntheit ausdrückt.“ (Schädle-Schardt 1993, 38)

> „Gegenüber den Regeln eines Spieles ist kein Skeptizismus möglich. Ist doch die Grundlage, die sie bestimmt, unerschütterlich gegeben. Sobald die Regeln übertreten werden, stürzt die Spielwelt zusammen. Dann ist es aus mit dem Spiel.“ (Huizinga 1956, 18)

Die Regeln gehen dem Spiel voraus, sie sind unerschütterlich, lösen eine bestimmte Handlung desjenigen aus, der sich diesen Grenzen nähert. Diese Regeln bewirken auch eine In-Sich-Geschlossenheit der spielerischen Bewegung. Die Andersartigkeit der unalltäglichen Ordnungen ist neu für den Spielenden. Neues wirkt befremdend und Fremdheit bewirkt Unsicherheit. Das Spiel ist eine der wenigen Formen, in der das Gefühl der Unsicherheit und Spannung erlebt werden darf und soll, da Unsicherheit auch Positives bewirken kann: Flexibilität, Kreativität, Aktiviertheit etc. In unserer Kultur erscheint dies unmöglich, da einerseits versucht wurde, alle Gefahren zu beseitigen, und andererseits nur die negativen Folgen von Unsicherheiten gesehen werden (Vgl. Schulze 2000, 60f.).

Erst durch Wiederholbarkeit werden die Schemen bestimmter Ereignisabfolgen überhaupt erst zu einer Ordnung. Die Wiederholbarkeit ist der quantitative Teil des Spieles, die es wissenschaftlich erfassbar werden lässt.

> „Gehen wir aus von einer bereits bestehenden Ordnung, so ist zu erwarten, daß etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt wiederkehrt. Die Regel dient zusammen mit der Zeitbestimmung einer Schematisierung beliebiger Ereignisfolgen. Doch wie schon betont wurde, gibt es etwas erst dann, wenn es sich unter wechselnden Umständen wiederholt. Ohne Wiederholbarkeit keine Gesetzmäßigkeit, ohne Zählbarkeit keine Zählung.“ (Waldenfels 1999b, 80)

Wiederholungen der Handlungsabläufe unter immer wechselnden Bedingungen lassen auch das Klettern erst zu etwas wissenschaftlich Greifbarem werden, nämlich zu Ritualen. Laut etymologischer Bedeutung ist der Ritus eine ‚Zeremonie’, entlehnt vom mittellateinischen Wort *ritus* ‚der religiöse Brauch’ (Kluge 1999, 689). Rituale sind immer gleiche Handlungsabläufe (Vgl. Leonhardt/Schröder 1998, 19f.). Das Ritual ist sein Kollektiv. Rituale könnte man demnach als etwas ‚Heiliges’ bezeichnen, die mit ihren Handlungen „auch immer Normen und Werte transportieren“ (ebd. 22).

Der Spielende genießt es, so Huizinga, diese vollkommene und unumstößliche Ordnung erfahren zu dürfen, denn die Vollkommenheit der Ordnung im Spiel steht im krassen Kontrast zu den fraktalen Ordnungen in unserer Gesellschaft. Ordnung schafft ‚Harmonie’, was etymologisch nichts anderes bedeutet als ‚Fügung’ (Kluge 1999, 357).

> „Lebenswelten erhalten ihre besondere Gestalt durch spezifische Ordnungen. Unter Ordnung versteh ich einen geregelten, nichtbeliebigen Zusammenhang von diesem und jenem, der sich aus Kontrasten, Resonanzen und Wiederholungen ergibt und der seit den ältesten pythagoräischen Zeiten die musikartigen Züge einer Zusammenstimmung, einer Harmonie annimmt.“ (Waldenfels 1999b, 183)

Ordnungen beeinflussen Lebenswelten, die kulturelle Teile darstellen.

Kulturelle Bedeutung des Spiels:

Das Spiel bleibt im Geiste haften, wird überliefert, kann wiederholt werden und nimmt sogleich Gestalt als Kulturform an. Das Spiel ist eine gegebene Größe in der Kultur, die vor der Kultur selbst da war. Es tritt der Kultur als eine bestimmte „Qualität des Handelns" entgegen, die sich vom „gewöhnlichen Leben abhebt" (Huizinga 1956, 11).

> „Wer den Blick auf die Funktion des Spieles richtet. [...] Er kann es dahingestellt lassen, inwieweit es der wissenschaftlichen Analyse glückt, diese Qualität auf quantitative Faktoren zurückzuführen. Ihm kommt es gerade auf jene Qualität an, wie er sie als der Lebensform eigentümlich vorfindet, die er Spiel nennt. Sein Gegenstand ist das Spiel als eine Form von Aktivität, als sinnvolle Form und als soziale Funktion. Er sucht nicht mehr nach natürlichen Antrieben, die das Spiel im allgemeinen bestimmen, sondern betrachtet das Spiel in seinen mannigfaltig konkreten Formen selbst als soziale Struktur. Er bemüht sich, das Spiel in seiner primären Bedeutung zu verstehen, wie der Spieler es selber nimmt. Wenn er findet, daß es auf einem Hantieren mit bestimmten Gebilden, auf einer gewissen Verbildlichung der Wirklichkeit durch Umsetzung in Form des lebendigen bewegten Lebens beruht, dann sucht er zunächst einmal den Wert und die Bedeutung jener Gebilde und jener Verbildlichung selbst zu verstehen. Er will ihr Wirken im Spiel selbst beobachten und damit das Spiel als Faktor des Kulturlebens begreifen versuchen." (ebd. 12)

Erst durch das Einströmen des Geistes, der die absolute Determiniertheit aufhebt, wird das Vorhandensein des Spieles möglich, denkbar und begreiflich. Denn das Spiel mit all seinen Werten steht außerhalb dieser determiniert gedachten Welt, es durchbricht ihre Schranken reiner Kraftwirkung (Vgl. ebd. 11.). Deshalb ist es für manche, die in dieser determiniert gedachten Welt leben, schwierig, das Wesen und den Zweck des Spiel zu begreifen oder seine Faszination nachzuvollziehen. Man muss sich abwenden von der „Kausalitätstyrannei"[2], denn rein rationell und quantitativ ist das Spiel sinn- und zwecklos. Aber beim Spiel geht es um Qualitäten!

> „Die Ziele, denen es dient, liegen selber außerhalb des Bereichs des direkt materiellen Interesses oder der individuellen Befriedigung von Lebensnotwendigkeiten." (ebd. 15f.)

In unserer Kultur werden Quantitäten immer wichtiger, Qualitäten wurden in den Hintergrund abgedrängt. Parallel zur Entwicklung der Sinne (Vgl. Schlüsselbegriff: Haut.), hat auch das Spiel, so Huizinga, in unserer Kultur seinen qualitativen Teil eingebüßt, nämlich die Spielstimmung. „Das Spiel ist allzu ernst geworden, die Spielstimmung ist mehr oder weniger aus ihm gewichen" (ebd. 188). Kompensationserscheinungen, die als

---

[2] Mit diesem Wort wird von Frobenius in seinem Buch „Kulturgeschichte Afrikas, Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre" der Standpunkt „eine veraltete Nützlichkeitsvorstellung, [...] die Neigung einer vergangenen Periode, die für jeden Kulturgewinn die Erklärung in einem ‚zu welchem Zweck', ‚wozu', ‚aus welchen Gründen' suchte, das man der kulturschaffenden Gemeinschaft in die Schuhe schob, bezeichnet" (Frobenius 1933, 21; Zit. bei Huizinga 1972, 23).

Gemeinschaftsfunktion ihre Bedeutung im Zusammenleben der Gesellschaft zu haben scheinen, haben es ersetzt, doch sind sie in den meisten Formen nicht mehr Spiel. Eine solche Kompensationserscheinung, die noch dazu anfänglich Spiel war, ist der Sport:

> „Die Entwicklung des Sportwesens verläuft seit dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der Richtung, daß das Spiel immer ernsthafter aufgefasst wird. Die Regeln werden strenger und mit größeren Feinheiten ausgearbeitet. Die Leistungen werden höher geschraubt. [...] Nun geht mit der stets zunehmenden Systematisierung und Disziplinierung des Spiels auf die Dauer etwas von dem reinen Spielgehalt verloren. Dies offenbart sich in der Scheidung der Spieler in Professionelle und Liebhaber.“ (ebd. 188)

Das Klettern ist demnach auch nur solange Spiel, solange es nicht seinen qualitativen Teil verliert. Wird das Klettern zu reinem Leistungsmessen, so wie dies beim Wettkampf-klettern passiert, oder wird das Gefühl hundertprozentiger Sicherheit garantiert, wie beim Hallenklettern, ist es kein Spiel mehr.

Das Spiel verbindet und grenzt ab. Es befreit, aber schränkt gleichzeitig ein. Warum wollen sich dennoch viele diesem durchstrukturierten Handlungsablauf, der viel strenger, unumstößlicher und zwingender ist als gesellschaftliche Strukturen, ausliefern? Hier sie nur eine Antwort auf diese Frage angeführt:

> „Menschen sind – das kann erfahren werden – nur um den Preis einer fatalen Unsterblichkeit die Herren der Welt. Wegen ihrer sterblichen Körper haben sie bestenfalls das Zeug zu einer fraktalen Ordnung. Alles Totalitäre ist heut Symptomfeld und Ausdrucksdomäne eines schäbigen Zusammenbruches, mit elenden endlosen Wiederholungen. Wer derartige Iterationen der Selbstdemaskierung scheut, dem bleibt als Ausflucht das Eintreten ins Spiel, die Illusion, die Fiktion *als* Fiktion. Diese Logik des Spiels beginnt ausgesprochen verantwortungslos, zeigt sich aber bald als härter denn alle Vernunft. Sie mobilisiert älteste Muster von Wahrnehmung und Bewegung, neben denen des Gewinns und des Verlusts auch solche der Schonung und der Zärtlichkeit für die Dinge. Die Magie des Spiels ist in einem strengen Sinne willenlos und funktioniert erst jenseits von Wollen und Nicht-Wollen. Sie geht einher mit Gelassenheit und Bereitschaft zur Gabe und Gegengabe.“ (Kamper 1998, 89)

Nach Kamper kehrt der Mensch im Spiel zu seinem Ursprung und den damit verbunden Verhaltens- und Wahrnehmungsmustern zurück. Er sucht etwas, das in der erlebten Realität verschwunden ist. Verlorenes wieder zu finden, scheint nur in der Fiktion des Spiels möglich. Nach Kamper ist der Weg hin zum Spiel auch gleichzeitig eine Flucht weg von etwas. Das Spiel als Ausweg.

> „Man entdeckt immer öfter, daß die Bemühungen um Sicherheit und Gewißheit eine Kehrseite haben, die nicht länger als ein ‚wir sind noch nicht weit genug’ interpretiert werden können. Vielmehr liegt es in der Struktur der Sicherheitsbeschaffung und des Wissenserwerbs, daß wir uns mit deren Zunahme auch eine zunehmende Unsicherheit und ein zunehmendes

> Unwissen einhandeln, und daß wir darauf überhaupt nicht vorbereitet sind.“ (Kamper 1998, 115)

Es wurde in unserer Kultur versucht, möglichst viele herkömmliche, darunter auch existenzielle, Unsicherheiten zu entfernen, damit uns ein größt mögliches Potential an Sicherheit und Gewissheit gewährleistet sei. Dies ist auch nach Beck eine Seite des „Modernisierungsprozesses“. Doch dadurch sind Unsicherheiten in einer anderen Form entstanden, und diese „modernen“ (künstlich konstruierten) Unsicherheiten, sind bedrückender als die vorhergehenden (Vgl. Beck 1986, 25f.).

Klettern ist eine Form des Spieles. Das Wesen des Spiels als Qualität des Handelns muss und kann im Klettern erfahren werden. Der Handlungsablauf beim Klettern ist allerdings durch eigene und natürliche Möglichkeiten streng begrenzt, der Weg und der Handlungsverlauf genau vorgegeben. Struktur. Auch wenn sich die Vorgaben des Felsens ändern, halten sich die Kletternden an diese Struktur. Dies verbindet die Spieler und lässt sie zu Mitspielern werden. Es entsteht das außergewöhnliche Gefühl einer Gruppe.

> „Das Gefühl aber, sich gemeinsam in einer Ausnahmestellung zu befinden, zusammen sich von den anderen abzusondern und sich den allgemeinen Normen zu entziehen, behält seinen Zauber über die Dauer des einzelnen Spieles hinaus. [...] Das ist etwas für uns, nicht für die anderen. Was die anderen da draußen tun, geht uns eine Zeitlang nichts an. In der Sphäre eines Spieles haben die Gesetze und Gebräuche des gewöhnlichen Lebens keine Geltung. Wir ‚sind’ wir und ‚machen’ es ‚anders’.“ (Huizinga 1956, 19)

Das Spiel, als auch das Klettern, erzeugt eine außerordentliche Welt, in die sich der Spielende begibt. Bei beiden Formen ist eine sensible Wahrnehmung die Vorraussetzung, um sowohl das Fremde, als auch seine Struktur zu erfahren, und somit der Spieler zum Mitspieler wird. An der Grenze zum Fremden werden durch sensible Wahrnehmung einerseits während der Bewegung die Strukturen des Felsens wahrgenommen, was ein Weiterkommen ermöglicht, andererseits die Regeln des Handlungsablaufes „Klettern“ erfahrbar, die unter anderem notwendig sind, um das bestehende Risiko minimieren zu können. Die Regeln entstehen durch die natürlichen und realen Begrenzungen in Zeit und Raum und Gefahren, die der Kletternde an eigenen Grenzen erfährt. Der dadurch entstehenden Handlungsablauf „Klettern“, der ja im Großen und Ganzen immer gleich bzw. ähnlich bleibt, wird zu einem Ritual. Rituale sind es, die erstellt werden, um Risiken bzw. ihre möglichen Folgen zu reduzieren und um die mit ihnen verbundene positive Wirkung nützen zu können. Die Regeln werden von den Kletternden befolgt und verbindet die Kletterer untereinander auch außerhalb der außerordentlichen Welt „Klettern“.

LIFESTYLE

Die Kletterszene. Ja, gibt es schon. Aber die ist ganz inhomogen. Die ist nicht ein so ein Menschenschlag, sondern die setzt sich aus ganz vielen bunten Gestalten zusammen und die ist dann wie so eine Patchwork-Decke. Aber es gibt sie schon. Trotz aller Unterschiede haben sie trotzdem irgendwelche Gemeinsamkeiten, die ich kenne. Es gibt sie schon, gerade auf [...] es ist ja heute nicht mehr so modern, dass man auf den Hütten ist, aber ich bin ja trotzdem viel auf den Hütten herum, und vor allem mit unseren Klettergästen auch. [...] Vor allem in der Schweiz auch, Bergell[1] oder so, das sind schon eigenen Leute. Eine informelle Szene vielleicht, ganz ohne Zeichen. Man kennt sie nach Außen hin nicht wirklich. Da würde man sich täuschen. Das ist eher so eine innere Einstellung, wie einfach die Liebe zum Sport, zur Bewegung, oder einfach auch die Liebe zur Natur, oder beides. [...] Auf Hütten, beim Zustieg, beim Abstieg, auf der Alm danach, beim Bier danach, die eigenen Freunde, mit denen man schon gegangen ist, trifft man natürlich immer wieder um nicht zu klettern. Die trifft man natürlich auch einfach so, weil man sich auch einfach verabredet. (Int.IV,162f.)

Unter „Klettern“ wird in diesem Kapitel nicht mehr eine Bewegung oder die Struktur einer Handlung verstanden, sondern eine Art zu leben. Es sind Einstellungen und Qualitäten, die während der Bewegung und der Handlung „Klettern“ erlebt werden, und die diese Lebensart der Kletterer prägen und sie miteinander verbinden. Es geht um Qualitäten, die in der Wand erlebt und im Alltag gelebt werden. Die Ähnlichkeit des Erlebens während und gemeinsame Erlebnisse außerhalb der Tour lassen den Kletterpartner zum Freund und die Leute in der Hütte zur „Familie“ werden. Diese Leute trifft man bei Zu- und Abstiegen, auf Hütten, am Campingplatz oder ganz einfach in einem Lokal im Tal.

Sind alle eigentlich auch gern im Alpinen unterwegs und naturverbunden und einfach unkompliziert. Und schon ehrgeizig, aber nicht so übertrieben ehrgeizig. Denen geht es auch einfach so darum, dass Sportklettern oder in den Klettergarten gehen, dass sie dann im Alpinen auch weiter kommen. [...] Ja, eben, vielleicht gehe ich auch einfach wegen dem gern klettern, weil mit den Leuten, mit denen ich klettern gehe, das ist unkompliziert, da weiß ich, da gibt es nicht Weiß-Gott für einen Stress. Das einfach auch. Und trotzdem kann ich mich auf sie verlassen, muss ich ja einfach auch können, weil sie mich sichern. (Int.V, 220f.)

Ganz allgemein gesprochen verbindet die Kletterer die Liebe zu dieser Sportart und zur Natur. Andere Gemeinsamkeiten, die in den Interviews erwähnt wurden, sollen hinsichtlich

[1] „Das Bergell ist ein etwa 30 km langes Alpental, das sich in der Schweiz und in Italien erstreckt. Der größte Teil liegt jedoch im schweizerischen Kanton Graubünden. Im Osten wird das Bergell durch den Malojapass gegen das Engadin abgegrenzt, nach Westen erstreckt es sich bis zu dem Ort Chiavenn.“ (Microsoft: Encarta Weltatlas)

ihres Bedeutungsgehaltes entschlüsselt werden, um besser beschreiben zu können, was schwer zu beschreiben ist: Einstellungen. Stressfrei, unkompliziert, locker.

‚Stress' übt ‚Druck' aus und bewirkt ‚Anspannung' (Kluge 1999, 802). Stressfrei ist eine Situation dann, wenn von ihr jegliche Art von Druck genommen wird, sei es Leistungsdruck, ein zeitlicher Druck oder einfach gewisse Erwartungen, die an einen selber oder den Partner gestellt werden. Druck von Situationen zu nehmen, in denen er überflüssig erscheint, aber auch zu wissen, wann er zielführend ist. Während der Handlung „Klettern" muss (An-)Spannung bestehen bleiben, damit der Sichernde oder Kletternde seine ganze Aufmerksamkeit auf das Handeln richtet.

Ja, hm, für mich zum Klettern, da gehört auch so eine eigene Lebensart, ja, das ist natürlich auch mit den Leuten, mit den ich klettern gehe, das ist halt, eher locker [...] das ist schwer zu sagen. Eher so die Lockeren. [...] Und man setzt sich halt hin und. [...] Du nimmst, also für mich ist das, rundherum aufnehmen und halt locker. (Int.V, 178f.)

‚Kompliziert' ist ein Partizip zum lateinischen *complicare*, in der Bedeutung von ‚verflechten' (Kluge 1999, 466). Kompliziert-‚heit' beschreibt etwas Abstraktes. Das Suffix weist ursprünglich auf die ‚Art und Weise, eine Erscheinung', später auf das ‚Wesen, die Beschaffenheit' von etwas hin. Die Beschaffenheit von etwas, das verflochten worden ist – einem Geflecht? ‚Kompliziertheit' würde demnach ein abstraktes Verflochtenes, ein eingebildetes Geflecht bezeichnen. ‚Un'-kompliziertheit verneint dieses eingebildete Geflecht, entweder in dem Sinne, dass diese Einbildung überhaupt nicht besteht, oder, dass das Geflecht noch ‚locker' genug ist, um Neues einweben zu können (Kluge 1999, 367). Ich nehme die zweite Vermutung an und behaupte, dass die Kletterer in dem Sinne ‚unkompliziert' sind, dass sie sich selbst, ihr eigenes Leben und ihre eigenen Handlungen, mit gesellschaftlichen Perspektiven und Strukturen in einem so ‚lockeren' Schema verflochten haben, dass in diesem Schema noch Platz für Neues und Fremdes ist.

Also, für mich, wenn ich klettern gehe, dann sind das immer auch Leute, mit denen es locker, wo es nicht kompliziert ist, wo es „wurscht" ist, wenn man dreckig einmal in ein Gasthaus geht und ein „Weindl" trinkt, oder eben also zerfetzte „Leiberl" an hat, weil sie beim Klettern sowieso wieder hin werden. Und [...] barfuss in der Wiese herum rennt oder nur da-liegt und ein wenig die Sonne genießt. Und einfach [...] keinen Stress habe. Mit den Leuten gehe ich einfach gern klettern. Und das ist für mich ein-fach, viel von der Faszination klettern [...] dass eigentlich, immer wenn ich klettern gehe, ist das für mich wie ein bisschen Urlaub. Auch da im Ötztal, da mit der Wiese, da ist es herunten einfach gemütlich und ich „jausne" ein Brot oder trink ein „Weindl" oder schlafe gleich heraußen, damit [...] Es ist immer irgendetwas Abenteuerliches, aber auch urlaubs-mäßiges, auch wenn ich jetzt nicht in den Süden fahre klettern. Auch mit den Leuten ist das eher eine lockere gemütliche Atmosphäre. (Int.V, 185f.)

Dann, wenn die Anspannung abfällt, ist Zeit, sich zu entspannen und die Fähigkeit, Platz zu lassen in den eingebildeten Schemen für Neues und Fremdes, ermöglicht ein Genießen der Situation und des Moments. Und eben dann ist es ein Genuss, einen Wein zu trinken, oder etwas zu jausnen, mit einer Gruppe von Leuten, die versteht, wie man fühlt.

Für mich gehört zum Klettern auch das ganze Rundherum, das Campen, die Atmosphäre und auch einmal, wo sitzen, und „Jausnen" mit steifen Fingern. (Int.V, 172f.)

‚Atmosphäre' bedeutet einerseits Stimmung, andererseits Umgebung (Kluge 1999, 60). ‚Stimmung' wird wiederum abgeleitet von ‚harmonisch', das wiederum vom griechischen *harmoniā* ‚Fügung' stammt (ebd. 797; 357). Der Kletterer fügt sich der Umgebung, indem er sich Gegebenen anpasst und nicht versucht, Abwesendes zu erlangen. Ein Genuss dieser Art kann auch einfach die Situation sein, dass man nach einer langen Klettertour „jausnet". Und in diesem Moment könnte nichts schöner sein.

Und, was da dann noch dazu kommt, im Klettern selber, man kommt viel herum, man lernt viele Leute kennen und das ist auch relativ interessant. Das bestimmt einen auch. Das man eine Perspektive dafür kriegt, dass es nicht nur einen selber gibt, sondern auch andere Menschen. (Int.IV, 150f.)

Die Lebensart „Klettern" ist weiters von einer hohen Mobilität seitens der Kletterer gekennzeichnet. Durch den Wunsch, andere Länder kennen zu lernen und andere Felsstrukturen zu begreifen, fahren Kletterer viel herum. Sie reisen aber auch, um Menschen zu treffen, um zu ‚sehen', wahrzunehmen, dass es auch noch andere Menschen gibt. (‚Perspektive' ist eine Entlehnung von dem lateinischen Verb *perspicere* in der Bedeutung von ‚hineinsehen, durchschauen', zu lateinisch *specere* ‚sehen' (Kluge 1999, 622).) Auch diese neuen Erfahrungen in fremden Ländern und mit Menschen werden Teil der WeltanSchauung der Kletterer.

Wenn man dann nachher eine Tour gemacht hat, und gerade im Heimischen, da trifft man immer irgendwelche Kletterer, die kann man kennen, muss man aber auch nicht kennen, und wenn man dann auf der Hütte „z'samm hockt", ist das eigentlich schon irgendwie wie eine eingeschworene Familie, nachher. Man hat sich was zu erzählen, man hat ein gemeinsames Gesprächsthema, meistens übers Klettern, übers Bergsteigen, was hast du heute tolles gemacht, und hin und her. Da ist einfach eine gelöste Atmosphäre, fast familiär. Ja, das macht mir schon irrsinnig Spaß, das ist sicherlich auch ein ganz ein kleiner Baustein, der mich immer wieder bewegt, „aufi z'steigen". (Int.III, 197f.)

„Z'samm'hockn". Ein Verb der Umgangsprache, bedeutet ‚zusammen sitzen'. Der Bedeutungsgehalt der Handlung ist aber mehr, als der des Wortes. „Z'samm'hockn" meint, mehr als gesellig um einen Tisch herumsitzen. Es ist eine Handlung, die daraus besteht,

Geschichten und Erlebtes zu erzählen, zu lachen, auch zu trinken und, wenn sich die Leute besonders gut verstehen und die Stimmung passt, auch zu singen. Durch das „Z'samm'hockn" werden die Leute auf der Hütte für diesen Abend zur Familie. Man fühlt sich geborgen in diesem Kreis, da man fühlt, dass die anderem einem ähnlich sind.

> Ganz wichtig die Kameradschaftlichkeit, die Freundschaft. Da spielt alles zusammen Natur, Erfahrung, das Bergerlebnis, wenn man das so sagen kann, das Problem, das ominöse Gefühl der Freiheit. Wenn das alles zusammen spielt, das macht für mich das Klettern aus. (Int.III, 341f.)

Durch diese Lebensart „Klettern" entsteht eine Gruppe ähnlich Empfindender. Sie präsentieren diese Lebensart auch nach außen hin, indem die sie Einstellungen und Werte im Alltag weiterleben.

> Mit 15/16 hat mir auch getaugt, dass man mit der Gruppe wo sein kann, nicht nur zum Klettern. Einfach draußen sein. Eine Alternative zu Zu-Hause-sein. Von keinem etwas gesagt bekommen. (Int.I, 44f.)

> Bei mir sind es siebzehn Jahre, dass ich bergsteige. Angefangen auch im Kreis der Familie und dann [...] in Folge nachher dann mit der Alpenvereinsjugend. (Int.III, 8f.)

> Mittlerweile vor über zwanzig Jahren ist das so gewesen, dass wir in der Alpenvereinsjugend angefangen haben in die Berge zu gehen, ziemlich am Anfang [...] in einem Bereich, der so im vierten Schwierigkeitsgrad gelegen ist, und mit Klettersteigen. (Int.IV, 2f.)

> Zum Klettern direkt vor sechs Jahren eben durch einen Freund. Und Bergsteigen habe ich schon gern zu Hause mit meiner Familie auch gemacht. (Int.V, 2f.)

Es war eine Gruppe, die Familie oder ein Freund, die alle vier Interviewpartner zum Klettern gebracht haben. Eine ähnliche Art zu leben hat sich in Einstellungen, die schon vor dem Klettern bestanden, abgezeichnet. Solche Einstellungen waren der Wunsch nach gemeinsamem Erleben und nach Gemeinsamkeit, und die Liebe zur Natur und zu den Bergen. Es mag Zufall sein, dass diese vier nicht über die Bewegung zu einer Lebensart, sondern über ihre Einstellungen zu einer Sportart gelangt sind. Klettern.

Szene *f.* (seit dem 18. Jh.). Unter Einfluß von französisch *scène* entlehnt aus lat. *scēna, scaena,* dieses aus griech. *skēnē*, eigentlich ‚Zelt, Hütte', dann ‚Bühne des Theaters'. (Kluge 1999, 811)

Schlüsselbegriff: Szene

> „Jugendliche von heute sind zu einem Großteil in Szenen eingebunden – eine Aussage, die bereits zu einem Passepartout der Jugendkulturen geworden ist. Was Szenen sind? – soziale Lebenswelten, die ein expressiver Stil definiert und kennzeichnet." (Zentner in Friesl 2001, 151f.)

Vorrausgeschickt: Genauso wenig, wie es „die Jugend" oder „den Kletterer" gibt, existiert „die Szene". Eindeutigkeit wäre in diesem Zusammenhang eine Illusion. „Die „Jugend" hat sich nun einmal ganz objektiv in den letzten 25 Jahren auch für noch so professionelle JugendforscherInnen in nicht mehr überschaubare Parzellen aufgelöst" (Farin 2001, 18f.). Wachsenden Bildungschancen, höhere durchschnittliche Haushaltseinkommen und eine steigende geographische wie auch soziale Mobilität in den letzten Jahren führten zur Auflockerung traditioneller Gruppen- und Schichtzugehörigkeiten. „Milieus[1]" entstehen, die sich weniger über vergleichbaren materiellen Status als über Bildung, Lebensstil und Wertvorstellung definieren. Der Individualisierungsprozess vergrößert den Freiheitsspielraum des Einzelnen; Kollektive Lebensformen, bisher von sozialer Herkunft bestimmt, werden von individuellen Lebensentwürfen abgelöst. Jugendliche müssen ihr Leben verstärkt selbst in die Hand nehmen. Folge dieser Dynamik ist aber auch eine Pluralisierung von Jugendkulturen.

> „Statt eines homogenen Gebildes, das sich mit den konventionellen Methoden von Marketing und Werbung erfassen und erreichen ließe, präsentiert sich die Jugend nun als buntes extrem heterogenes Gemisch aus unzähligen Szenen und Teilöffentlichkeiten, jede für sich eine eigenständige Zielgruppe mit eigener Identität." (Hahn/Heinzlmaier/Zentner in Friesl 1999, 26f.)

Definitionen der „Szene":

Der Begriff Szene taucht seit Beginn der 80er Jahre in der jugendsoziologischen Literatur auf, ist aber bis heute noch nicht auf den begrifflichen Punkt gebracht. Im Folgenden seien einige Definitionen der „Szene" angeführt, die sich zwar in einigen Punkten wiedersprechen, sich in anderen aber gegenseitig ergänzen.

Eine ausführliche Theorie der Szene entwickelte Gerhard Schulze (2000) in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft". Für Schulze setzt die Szene ein lokales Publikum voraus. Eine Szene ist für Schulze ein Netzwerk von Publika, also Menschen, die dasselbe „Erlebnisangebot konsumieren", das aus drei Arten von Ähnlichkeiten entsteht: Partielle Identität von Personen (eine Szene hat ihr Stammpublikum), Orten (eine Szene ist

[1] Soziale Milieus sind Personengruppen, die sich durch gruppenspezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation voneinander abheben. Heutzutage bilden sich soziale Milieus oft nach den signifikanten Zeichen von Alter, Bildung und Stil (Vgl. Schulze 1992, 371.).

ortsgebunden) und Inhalten (es dominieren bestimmte ästhetische Zeichen und Deutungsmuster)[2] (ebd. 375). Den Grund für die Entstehung von Szenen sieht Schulze im gesellschaftlichem Wandel, geprägt durch die zunehmende Erlebnisorientierung, die eine Tendenz zur Individualisierung bewirkt hat. Die enorme Verdichtung von Erlebnisangeboten wirkt einerseits als Individualisierungsfalle, aber die Individualisierung des Erlebens korrespondiert paradoxerweise mit einer Explosion der täglichen Erfahrung von Kollektivität. Szenen, wie auch andere kollektive Konstruktionen, entspringen der Suche nach Eindeutigkeit, nach Anhaltspunkten und nach kognitiver Sicherheit. „Dem ständig drohenden Chaos setzen die Menschen vereinfachte Strukturvorstellungen entgegen. Szenen, alltagsästhetische Schemata, soziale Milieus sind Versuche, sich in einer schwer überschaubaren sozialen Wirklichkeit zu orientieren" (ebd. 464). Szenen sind damit ein Phänomen, das in erster Linie den Freizeit- und Erlebnisbereich der Menschen betrifft. Die soziologische Bedeutung von Szenen lässt sich in vier Punkten zusammenfassen: Entstehung von alltagsästhetischen Schemata, von sozialen Milieus, von Wirklichkeitsmodellen und von asymmetrischen Milieuwahrnehmungen. Der Begriff „alltagsästhetisches Schema" verweist darauf, dass Szenen spezifische Zeichen produzieren, die bestimmte Bedeutungen transportieren. Eines dieser Zeichen steht immer im Vordergrund des Erlebnisangebotes. Die Zuordnung dieses zentralen Zeichens zu einem gemeinsamen Bedeutungskomplex wird kollektiv einstudiert und stabilisiert. Für Schulze sind Szenen Orte, wo alltagsästhetische Schemata in einer gemeinsamen Aufführung auf die Bühne gebracht werden. Jeder der Szeneteilnehmer ist gleichzeitig Zuschauer und Beteiligter. Alle definieren einander vor, welche Zeichen zum semiotischen Vorrat eines alltäglichen Schemas gehören. In Szenen werden außerdem Existenzformen offensichtlich. Zudem kann es zum Entstehen „asymmetrischer Milieuwahrnehmungen" kommen, d.h. dass soziale Milieus stärker hervortreten, die über die Möglichkeit der kollektiven Selbsterfahrung in Milieus verfügen. Das partizipierende Milieu wird in Szenen verstärkt hervorgehoben.

Die Problematik bei der Szene-Definition nach Schulze ist, dass der Szene-Begriff sehr stark räumlich gedacht wird und Szenen als eine „Vernetzung von lokalen Publika" beschrieben wird. In einem überregionalen Sinn kann Szene daher nicht existieren. Die typischen Jugendszenen fehlen in diesem Konzept somit total, da gerade für Jugendszenen eine lokale Anbindung keine unbedingte Vorraussetzung für ihre Existenz darstellt.

Friesl befreit den „Szenebegriff" von seiner lokalen Gebundenheit. Er sieht die Überregionalität als Ergebnis der immer fortschreitenden Mobilität und Individualisierung der Jugendlichen.

> „Der Szene Begriff wird aus seiner lokalen Anbindung befreit und im Hinblick auf neue Formen der virtuellen Szenenzugehörigkeit, die eine Integration ohne personale und/oder lokale Verbindlichkeiten und Beziehungsstrukturen ermöglicht, geöffnet. [...] Will man den Szeneansatz verkürzend auf einen Punkt bringen, so zeigt sich die enge Verwandtschaft zum Lebensstilbegriff. Was für Erwachsene der Lebensstil, ist für Jugendliche die Szene." (Zentner in Friesl 2001, 151f.)

[2] Schulze setzt den Begriff „Szene" in enge Verbindung mit dem Begriff „Erlebnis", da dieser den Schlüsselbegriff seines soziologischen Modells für das 20. Jahrhunderts bildet. Die Orientierung im Leben der Menschen des 20. Jahrhunderts habe sich von einer Überlebensorientierung zur Erlebnisorientierung gewandelt. Das Erleben wird vom Nebeneffekt zur Lebensaufgabe. Somit wird auch der eigene Organismus, nach Schulze, zu einem „Erlebnisinstrument" umgestaltet (Vgl. ebd. 748.).

Die Ablöse aus einer alten Orientierung, wachsender Wohlstand, mehr Freizeit etc. hätten außerdem zu einer Vergrößerung der individuellen Freiräume in Österreich geführt. Das Ende der alten Ordnung verringert aber auch das Ausmaß an Sicherheit. Zwar streben die österreichischen Jugendlichen auf der einen Seite nach Selbstverwirklichung (für 70% sind Selbstverwirklichung und Selbstfindung (sehr) wichtige Ziele), aber auf der anderen Seite konstatiert sich bei ihnen ein Gefühl der Einsamkeit und somit der Wunsch nach Beziehung (die Bedeutung von Freunden ist in den vergangenen Jahren von 53% auf 71% gestiegen) (Friesl/Polak in Friesl 2001, 18). „Ich bin ich – und will nicht allein sein". Familie als „Gefühlsgemeinschaft" ist ein Symbol für Geborgenheit, Freunde als „Freizeitgemeinschaft" stiften das Gefühl von Zusammengehörigkeit (ebd. 24). Die Merkmale einer Szene nach Friesl ist erstens die Tatsache, dass „Szene-Welten überregionale, Ja oft globale Sinnsysteme sind, die weit in den Alltag des Durchschnittsmenschen hineinwirken". Zweitens konstituieren sich Szene-Welten oftmals durch Codes, durch Äußerlichkeiten und Konsumobjekte. Drittens sind Szene-Welten der „Ideologie- und Orientierungsersatz für Menschen, die in einer immer ideologie- und weltanschauungsloseren Gesellschaft leben müssen. Szenen ordnen eine unübersichtlicher werdende Welt in homogene Sinnsysteme". Friesl meint außerdem, dass Jugendliche in der Regel mehreren Szenen angehören, sie werden somit zum „Szenensurfer" (Vgl. Zentner in Friesl 2001, 151f.).

Noch eine dritte Be- oder Zuschreibung des „Szenebegriffes" sei hier angeführt. Laut Leonhardt und Schröder bezeichnet eine jugendkulturelle Szene die „Anhänger eines Lebensstils in einem regional begrenzten Raum" (Leonhardt/Schröder 1998, 18). Der Lebensstil[3] ist ein „erkennbarer Ausdruck eines bestimmten Habitus und einer Lebensform, denen sich diese Gruppe oder Gemeinschaft verpflichtet fühlen. Ein Stil ist Teil des umfassenden Systems von Zeichen, Symbolen und Verweisungen für soziale Orientierung: Er ist Ausdruck, Instrument und Ergebnis sozialer Orientierung" (ebd. 21). Für die Entwicklung der Stile ist in den vergangenen Jahren allem voran die Vielfalt kennzeichnend: Neben sprachlichen Ausdrucksstilen haben auch körperbezogene (Kleidung, Tattoos,...), raumbezogene (Musik, Poster,...), objektbezogene (Graffiti,...) und ereignisbezogene Ausdrucksformen an Bedeutung gewonnen. Für Außenstehende sind Zeichen und Symbole oftmals nicht unmittelbar verstehbar, sogar die Beteiligten sind sich oft auch nicht der

[3] Der persönliche Stil manifestiert sich nach Schulze durch Wiederholungen von erlebnisorientiertem Handeln. Stil dient zur Sicherung des Erlebens, denn erst durch die Ähnlichkeit alltagsästhetischer Episoden kann der Bedeutungsgehalt von Zeichen aufgebaut und stabilisiert werden. Stil hat folgend auch die Funktion Unsicherheiten abzuwehren und sichert die persönlicher Identifizierbarkeit, und dient zur Typisierung des Handelnden durch einen Außenstehenden. „Als Stil sei nun die Gesamtheit der Wiederholungstendenzen in den alltagsästhetischen Episoden eines Menschen definiert" (ebd. 103). Alltagsästhetische Episoden sind Handlungen, die sich erstens in einer Situation ereignen, in der mehrere Handlungsmöglichkeiten bestehen, die zweitens durch innenorientiert Sinngebung motiviert ist und die drittens nicht alltäglich ist (Vgl. ebd. 98f.). Diese Definition von alltagsästhetischen Episoden weist Parallelen mit dem Begriff des ‚Spiels' bei Huizinga (1972) und des ‚Rituals' auf.

ganzen Bedeutung bewusst. Rituale[4] sind eine Form der Szeneangehörigen, ihre Normen und Werte[5] zu transportieren (Vgl. ebd. 22f.).

Die Skizze einer Szene:

In Anlehnung an die Kriterien einer Szene nach Farin und Leonhardt/Schröder, möchte ich versuchen eine Skizze der Szene-Welt der Felskletterer zu erstellen.

Ein Merkmal der Szene-Welt der Kletterer ist die Überregionalität, da ihre Sportstätte, der Fels, überregional besteht und Kletterer selbst zu einer hohen räumlichen Mobilität bereit sind.

> „Trend- und Natursportarten sind eine Erscheinung in den Industriegesellschaften westlicher Prägung. Die Sportstätten für Trend- und Natursportarten sind mittlerweile jedoch weltweit verteilt, da die Sporttreibenden sehr spezifische Sportstätten in den unterschiedlichsten Teilen der Erde aufsuchen.“ (Egner in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 13f.)

Ein weiteres Merkmal dieser Szene sind die Rituale bzw. die ritualisierten Handlungsabläufe. Sie sind der ereignisbezogene Ausdruck des Lebensstils. Diese ritualisierten Handlungen transportieren Werte und lassen, zumindest für die Dauer der Tour, eine erste Orientierungen entstehen. Im Alltag wird der Lebensstil weitergelebt. Die Werte und Einstellungen, die Teil dieses Lebensstils sind, sind gekennzeichnet von einer Sensibilität gegenüber Fremdem. Sie sind die Fähigkeit und der Wunsch, Ordnung und Struktur dieses Neuen zu erfahren, zu begreifen, um sich ihm anzupassen. Es ist die Begierde sich vom Alltag und den zwingenden Regeln der Gesellschaft zu entfernen um andere unveränderbare Regeln zu erleben, im Bewusstsein, dass diese Erlebnisse zeitlich und räumlich beschränkt sind, und, dass man sich weder der einen noch der anderen Welt vollkommen verhaften darf.

> „Eine Form des Überschreitens, die nicht vom Alltäglichen zu einem definitiven Unalltäglichen führt, sondern sich ständig und erneut zwischen Alltäglichen und Unalltäglichen bewegt, ohne positiv irgendwo anzukommen, korrespondiert mit einer Form von Lebenswelt, die auf fundamentalistische Absicherungen verzichtet.“ (Waldenfels 1999a, 65)

Eine Lebenswelt der Kletterer entsteht, zwischen der Fiktion[6] der Welt des Kletterns und dem Alltag. Es ist oft schwierig, die Werte dieser Lebenswelt zu erkennen. Sie werden zwar mit den ritualisierten Handlungsabläufen transportiert, bleiben Außenstehenden aber oft verborgen. Zeichen sind eine sichtbare Form von Symbolen und Werten, die Szenemitglieder nach außen hin abgrenzen:

---

4 „Rituale“ bezeichnen „immer gleiche Handlungsabläufe“ (Leonhardt/Schröder 1998, 22f.).

5 „Werte sind Einstellungen, Sehnsüchte und Maßstäbe, die das Handeln lenken... können“ (Friesl/Polak in Friesl 2001, 21).

6 Fiktion wird hier als ein Gegenbegriff zur Realität verwendet, im Sinne von der Realität entrückt sein, sei es jetzt als Vergessenheit der Umwelt oder der Selbst-Vergessenheit. Der Begriff der „Fiktion“ wurde meinerseits nicht diskutiert oder kritisch hinterfragt

> „Jede der Sportarten verfügt über eine eigene „Codierung“, die sich an der ausgeprägten Körperbetonung der Sportarten und der Selbstinszenierung der Sporttreibenden zeigt. Auffällig ist bei allen Sportarten die Betonung der Wichtigkeit der Verwendung des „richtigen“ Sportgerätes, der „richtigen“ Kleidung und dem „richtigen“ Einsatz der aktuell geltenden Körpermoden, sowie der permanente Verweis auf den eigenen Körper. Unter „richtig“ ist dabei die Bandbreite der innerhalb der jeweiligen Szene gerade in Mode stehenden Marke zu verstehen. Auch – und vielleicht gerade – im Bereich der Freizeitsportarten ist es von elementarer Wichtigkeit, über den Besitz der richtigen Produkte (Geräte und Kleidung) und die entsprechende (Selbst-) *Alltagsästhetische Episoden* werden erlebt. Inszenierung die Dazugehörigkeit oder Nicht-Dazugehörigkeit zu signalisieren. Durch diese Elemente werden Zeichen gesetzt, die klar zur Differenz beitragen.“ (Egner in Escher/Egner/Kleinhans 2000, 10f.)

Diese Szene-Welt der Kletterer ist als solche im schwer aufzuspüren, da das Felsklettern von einer „stark individualisierten Sportausübung“ geprägt ist, was einerseits als die Basis für das angestrebte und selbstgesteuerte Erleben zu sein scheint, andererseits besonders im Alpinen ein Sicherheitsfaktor ist (Vgl. ebd. 10.).

BEWEGUNG

Ich bin jetzt unter der Stelle, beobachte einmal die nächsten zwei Griffe[1], wo sie ungefähr sein könnten. Also, ich bin draußen am Felsen. Und sehe halt die weißen Striche von den vorherigen Leuten, das Magnesium[2]. Weiß, aha, da könnte einer sein, da könnte einer sein. Stelle mir einmal ungefähr vor, wie der Zug gehen kann. Gut, dann schaue ich nach unten, bringe meine Füße in Position. Jetzt bringe ich sie derart in Position, dass ich den ersten Griff mit der linken Hand erreiche. Jetzt steige ich einmal, drücke mich mit dem Fuß weg, habe eine ganze Körperspannung [...] mit dem ganzen Körper. Stabilisiere mich, meinen Rumpf praktisch demnach. Also, ich steh am rechten Fuß, mein linker Fuß hängt bis über das Knie hinaus. Drücke gegen die Wand. Ich erreiche mit der linken Hand den nächsten Griff. Jetzt bin ich in einer ziemlich unstabilen, äh, labilen Position. Muss eben versuchen, dass ich das ganze auflöse. Und [...] ah, damit ich das einmal schaffe, muss ich mehr Druck auf die linke Hand geben, also, drücke meine beiden Hände zum linken Fuß. Schaue wiedereinmal nach unten, wo meine beiden [...] wo ich meinen linken Fuß, der ja in der Luft ist, hin tun kann. Jetzt sehe ich irgend so ein kleines Rippchen, auf das ich meinen linken Fuß seitlich drücken kann. Gehe auch dort hin. Ja, den Reibungsschuh presse ich halt mit den Aductoren gegen die Wand. Kann so mit dem rechten Fuß ein bisschen nachsteigen. Und jetzt hänge ich einmal mit beiden Händen optimal da. (Int.II, 9f.)

Noch einmal wird die Bewegung „Klettern“ beschrieben. Dieses Mal aber nicht mit dem Ziel, an ihr der Art der Wahrnehmung nachzuspüren (Vgl. Kapitel Intensität.), oder die Struktur ihrer Summe zu beschreiben (Vgl. Kapitel Spiel.), sondern sie als Gesamtheit von verschieden physiologischen und psychischen Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen, zu erfassen.

Meistens. Aber es ist halt immer so ein Zug [...] also bist in der stabilen Phase, bereitest sie vor mit den Füßen, ah und sobald sie vorbereitet ist, kannst du in die Hauptphase[3], kannst weitergreifen, ahm, und wenn du dann

---

1 Griffe werden im Klettersport einerseits nach ihrer Form (Leisten, Löcher, Schuppen...), andererseits aber auch nach der Betrachtung der Belastungsrichtung (Zug-, Seit-, Unter-, Stützgriffe) unterteilt und bezeichnet.

2 Magnesium: „ein in Pulver- oder Blockform erhältliches, auf chemischem Wege hergestelltes Magnesium-hydroxidcarbonat-Hydrat, das Sportkletternde in Pulverform gegen Handschweiß ver-wenden.“ (Linsenmaier 1985)

3 Hinsichtlich der einzelnen Phasen bei der Bewegung „Klettern “ wird oft von der (mentalen) Vorbereitungsphase, der Hauptphase und der Endphase gesprochen. Die Vorbereitungsphase meint das mentale Planen der Züge, der Tritt- und Griffkombinationen (Antizipation). In der Hauptphase nimmt der Kletternde eine stabile Fußposition ein, verlagert den Körperschwerpunkt und plaziert, wenn möglich, den zweiten Fuß. Die Beine werden von möglichst viel Gewicht befreit, der Greifarmes zum Zielgriff bewegt. Das folgende Anheben des Körperschwerpunktes geht wie eine Welle von der Hüfte aus und läuft über Rumpf, Schulter und Arme bis zu den Fingerspitzen, die den nächsten Haltepunkt fassen, durch den ganzen Körper. Hauptphase stellt, laut Neumann und Goddard, die eigentliche Kletterbewegung dar (Neumann/Goddard, 36f.). In der Endphase wird der Körperschwerpunkt um eine Streckung des Armes verlagert. Nun befindet sich der Kletternde in einem statischen Gleichgewicht. Merkmal der Endphase ist,

die nächsten Griffe hast, versuchst du wieder, dass du in eine stabile Phase gehst. Also praktisch, du gehst in die Endphase und der nächste Schritt ist wieder, zuerst mental vorbereiten, wo die nächsten Griffe sind und dann wieder [...] körperlich vorbereiten und dann die Hauptphase. Das ist immer so ein Wechsel. (Int.II, 43f.)

Eine neue Kletterbewegung kann nur dann begonnen werden, wenn die alte zu Ende geführt wurde und der Kletternde ein stabiles Gleichgewicht erreicht hat. Das Spüren von Sicherheit lässt seinen Gedanken Platz um sich ein Bild von der nächsten Bewegung machen zu können. Dieser Vorstellung gehen erste visuelle Wahrnehmungen der nächsten Griffe und Tritte voraus. Die stabile Position wird aufgeben, und mit ihr die Sicherheit, um sich Fortbewegen zu können. Ein Fuß ist es, der von dem Gewicht des Kletternden befreit wurde und sich so als erstes in Unsicherheit begibt. Er prüft, mit Hilfe des Fühlens die visuellen Eindrücke der Tritte auf ihre Richtigkeit. Begreift sie, stellt Kontakt zur Wand her. Ihm folgend verlagert sich der Körperschwerpunkt[4] und mit ihm der zweite Fuß. Das Anheben des Körperschwerpunktes soll ruhig erfolgen, ohne hohe Belastungen der Griffe, die durch ruckartige Bewegungen entstehen würden. Die Griffe werden noch immer von beiden Händen gehalten, um so dem ersten Fuß, der in der neu gefundenen Position bedingte Stabilität erreicht hat, einen Teil des Gewichts abzunehmen. Das Anheben des Körperschwerpunktes geht wie eine Welle durch den Körper: ausgehend von der Hüfte, über Rumpf, Schulter und Arme. Die so erzeugte Energie geht bis zu den Fingerspitzen eines Armes, dem der eingebildete Griff die Richtung seiner folgenden Bewegung vorgegeben hat, und wird im Weitergreifen freigesetzt. Der andere Arm soll helfen, den Körper trotz des Impulses an freiwerdender Kraft, im Gleichgewicht zu halten. Der eingebildete Griff wurde also erreicht. Der Körper wird in dieser neuen Position erst ausbalanciert um ein stabiles Gleichgewicht zu erreichen. Der Körperschwerpunkt wird noch einmal ein wenig verschoben. Stabilität ist erreicht. Entspannung, Sicherheit. Und in dieser Phase der Entspannung entsteht schon das Bild der nächsten Bewegung. Und erneut verlässt der Kletternde die Sicherheit um eine neue stabile Position zu finden (Vgl. Neumann/Goddard 1997, 37.)

Die Kletterbewegung wird von zwei großen Bereichen beeinflusst. Einerseits von unveränderbaren Bedingungen, zu denen ihrerseits die psychischen und körperlichen Persönlichkeitsmerkmale und äußeren Bedingungen wie Gestein, Sicherung, Material und Temperatur zählen. Diese Faktoren begrenzen unsere Möglichkeiten. Der zweite große Komplex ist andererseits beeinflussbar, umfasst veränderbare Bereiche des Kletternden: Koordination, Technik, motorische Eigenschaften und die Psyche. Trainiert man diese

---

dass ohne Probleme ein Arm vom Felsen gelöst werden kann. Es entsteht eine mehr oder weniger deutlich Bewegungspause. Nach ihr erfolgt die neue Vorbereitungsphase. (Goller 1997, S. 89)

4 „Der Körperschwerpunkt (KPS) ist ein gedachter Punkt, der beim stehenden Menschen in etwa auf der Höhe des Bauchnabels ist; bei bestimmten Körperhaltungen auch außerhalb des Körpers liegen kann. Sobald sich der KPS genau über der Stützfläche (=Standfläche oder Kontaktfläche zwischen einem Körperteil und dem Fels) befindet, wie etwa beim breitbeinigen Stehen, bereitet das Gleichgewicht kaum Probleme. [...] läßt sich jetzt leicht folgern, daß die Einnahme einer stabilen Gleichgewichtslage den Kraftaufwand verringert.“ (Hepp/Güllich/Heidorn 1992, 81f.)

Teilbereiche, so kann man die Grenzen der eigenen Beweglichkeit hinausschieben, ihre Grenzen bleiben aber bestehen.

Koordination

Wichtiger sind die Züge dazwischen, weil man merkt, dass man weiterkommt. Es kommt nur auf die Bewegung drauf an. Unmögliche Züge werden mit der Zeit möglich. Man speichert dann das Programm. Ein Zug wird mit geringem Kraftaufwand möglich. (Int.I, 4f.)

Etymologische bedeutet Koordination ‚Verschiedenes aufeinander abstimmen', entlehnt aus mittellateinisch *coordinare* ‚zuordnen', zu lateinisch *ordinare* ‚ordnen' (Kluge 1999, 476). Koordination ist die Fähigkeit taktile und kognitive Fähigkeiten so zu ordnen, dass man „die vom Fels gestellten Bewegungsaufgaben auf möglichst zweckmäßige und kraftsparende Art löst" (Neumann/Goddard 1997, 21). Die Fähigkeit des Denkgehirns, die Situation zu analysieren, eine qualitative Zusammenarbeit von Denk- und Bewegungsgehirn, und die Güte und Menge der im Bewegungsgehirn gespeicherter Engramme lassen den Kletternden diesem Ziel näher kommen. Engramme[5] sind Programme aller Bewegungen, die wir in unserem Leben gemacht haben. Zusammen ergeben sie das Bewegungsrepertoire. Sind wir beim Klettern nun einer Situation ausgesetzt, dann vergleicht das Gehirn einhergehende Informationen mit den gespeicherten Engrammen. Es sucht nach einem Engramm, welches der Situation so gut wie möglich entspricht. Faktoren, die die Bewegungskontrolle beeinflussen, ist einerseits die Fähigkeit des Gehirns, Situationen zu analysieren und die Qualität der Umsetzung dieser gespeicherten Engramme in die Bewegung.

Eine Grundbewegung ist immer die gleiche. Es kommt jetzt darauf an, wie weit man die Bewegung jetzt wirklich aufschlüsselt. Also, ah eben, wenn man sie wirklich total aufschlüsselt, dann ist fast keine Bewegung die gleiche, selbst wenn man [...] ich eine Route fünf Mal klettere, mache ich, wahrscheinlich, wenn man es mit Video analysieren würde, mache ich immer wieder andere Bewegungen. Selbst wenn ich hintereinander klettere, werde ich ein bisschen müde und so. Und sonst, unendlich viele Bewegungen habe ich nicht, ich lerne immer wieder neue Bewegungen dazu. (Int.II, 76f.)

Die Koordination und damit verbunden die Aufnahmefähigkeit von Informationen und Umsetzfähigkeit dieser Informationen in Bewegungen kann einerseits durch psychische Faktoren und andererseits durch Ermüdungserscheinungen geschwächt werden. Unter Ermüdung unterscheidet man die körperliche und die zentrale Ermüdung, die ihre Ursache im Gehirnstoffwechsel hat und noch relativ unerforscht ist. Beide Formen der Ermüdung führen zu Konzentrationsschwächen und Motivationsverlust. Wichtig ist, die

[5] „Wenn ein Kletterer einen Zug zum ersten Mal macht, verursacht dieser Zug eine Serie von Nervenimpulsen im Gehirn, die für diese eine Bewegung spezifisch sind. Wird die Bewegung wiederholt, so wird das Muster der Nervenimpulse als sogenanntes Engramm im Gehirn gespeichert" (Neumann/Goddard 1997, 23).

Ermüdungserscheinungen rechtzeitig zu erkennen, um Unfälle und Verletzungen zu vermeiden (Vgl. Neumann/Goddard 1997, 23f.).

Technik

Koordinative Fähigkeiten bilden Vorraussetzungen, um Klettertechniken richtig anwenden zu können, also den „Fels richtig zu lesen und die Züge mit dem richtigen Timing, in der nützlichsten Sequenz und in der effizientesten Körperposition anzugehen" (Neumann/Goddard 1997, 29). Über Füße und Hände werden Verbindungen zum Fels hergestellt, sie treten mit ihm in Kontakt. Sie liefern Informationen über die Felsstruktur, um sich ihr dann anzupassen und dadurch Kräfte des Körpers auf den Fels übertragen zu können.

Die Hände haben gegenüber den Füßen den Vorteil, dass sie eine besser Fähigkeit zur Wahrnehmung besitzen. Die beeinträchtige Wahrnehmungsfähigkeit unserer Füße ist dem kleineren Platz, der ihnen im Gehirn zugeordnet ist, zuzuschreiben und einer Entfremdung der Füße zu fühlen, da sie durch ständiges Schuhetragen den direkten Kontakt zu Fremden nicht mehr kennen. Durch Hören wird die verminderte Fähigkeit des Fühlens kompensiert: „durch hören können wir die Aspekte der Fußarbeit lokalisieren, in denen wir schwach sind" (Neumann/Goddard 1997, 33). Das volle Spektrum an Felsstrukturen (Kanten, Löcher, Risse) soll durch ein präzises und kontrolliertes Setzen des Fußes optimal genutzt werden, um darauf zu stehen, daran zu ziehen oder sie mit den Füßen zu greifen, und dadurch eine optimale Kraftübertragung auf den Fels zu gewährleisten. Mit Präzision werden die Füße auf der besten Facette eines Trittes platziert, und ein Tritt wird mit der jeweils optimalen Stelle des Fußes genützt. Die Kraft, die in einer bestimmten Richtung auf einen Tritt ausgeübt werden kann, ist eng definiert. Erfahrung ist hinsichtlich der Belastung, die ein Tritt verträgt, wichtig. Denn auch die Reibungsgrenze des Sohlengummis ist begrenzt. Nur mit Kontrolle kann die ausgeübte Kraft an ihrem Optimum gehalten werden. Druck ausüben und nehmen.

Eine unendliche Vielfalt an Griffen macht Regeln über die optimale Halteform schwierig. Grundsätzlich wird versucht die Finger den Griffen anzupassen, hinsichtlich ihrer Struktur und ihrer Belastungsrichtung. In Folge der Anpassung der Finger müssen auch Körperpositionen verändert werden. Griffe und Tritte stellen Kontaktpunkt mit dem Fels dar. Eine Spannung in unserem Körper wird zwischen den Kontaktpunkten aufgebaut. Körperspannung. Sie hilft Körperkräfte in den Kontaktpunkten an den Fels abzugeben. Wurde Körperspannung erreicht, werden die Griffe dadurch merklich entlastet. Der Kraftaufwand wird geringer. Vorraussetzung für diese Kraftübertragung ist, dass die Körperspannung nirgendwo im Körper unterbrochen wird. Besonders im Überhängenden lernt man die Funktion der Körperspannung zu schätzen.

> „Das Ziel jeder Klettertechnik ist es nun, den Körpersinn so auszuprägen, daß in jeder Stellung ein Optimum an Gleichgewichtszustand erkannt und damit ein kraftsparendes Klettern im Stabilitätszustand möglich wird" (Güllich/Kubin 1986, 49).

Beim Klettern ist eine ständige Kontrolle des Gleichgewichts nötig. Um in eine stabile Gleichgewichtslage zu kommen, genügen oft Belastungsabstimmungen nach vorne, nach

hinten oder zur Seite. Reichen diese Maßnahmen nicht aus, so sind aufwendige Bewegungsabläufe notwendig.

Motorische Eigenschaften

Motor bedeutet etymologisch ‚der Beweger' (Kluge 1999, 571). Motorische Eigenschaften sind demnach Eigenschaften, die eine Bewegung ermöglichen. Bei den motorischen Eigenschaften unterscheidet man motorische Grundeigenschaften und Komplexeigenschaften. Grundeigenschaften der Bewegung „Klettern" sind Kraft, Beweglichkeit, Gleichgewicht und Schnelligkeit, wobei die letztere eine untergeordnete Rolle spielt.

> Nirgends anders hat man so, so zu sagen, mit der Schwerkraft zu tun, wie beim Klettern! Nirgends anders hat man so die Konsequenzen zu tragen, wenn die Schwerkraft stärker ist als die eigenen Muskelkräfte, und das ist eigentlich das, was den besonderen Reiz ausmacht. Beim Laufen, auch Berglaufen, aber auch so, da hat man das einfach nicht. Da bewegt man sich immer mehr oder weniger in der Ebene, zweidimensional, Länge und Breite. Beim Klettern, da bin ich natürlich auch nur zweidimensional unterwegs, erschließen wir mehr oder weniger die Vertikale, und das ist ein besonderer Reiz bei dem. (Int.IV, 33f.)

Kraft ist beim Klettern nicht der einzige leistungsbestimmende Faktor. Sie ist zwar oft hilfreich, aber begrenzt. Beim Klettern wird zwischen zwei Kräften differenziert: der Kraft, die im kurzen Moment des Zuges benötigt wird (Maximalkraft) und der Kraft für die Dauer einer Tour oder einer Seillänge (Ausdauerkraft).

> Da bin ich [...] da war Klettern nicht mehr so strukturiert. Da ist eine Phase in die andere übergegangen, da hat man nicht immer überlegen müssen, wie mach ich den Zug oder den. Die Route ist mir leicht vorgekommen, schöne Griffe. Es war ein harmonischer Übergang, da ist das Überlegen leichtgefallen, da war keine Hemmschwelle. Alle Griffe und Züge waren so in einem Rhythmus und ich habe mich nicht anpassen müssen. (Int.II, 228f.)

Beweglichkeit[6] gilt als Vorraussetzung für kraftsparendes und elegantes Klettern. Eine aktive Beweglichkeit ist für die Anwendung gewisser Klettertechniken, für das Ermöglichen von Rastpositionen, um Verletzungen zu vermeiden und um den Körperschwerpunkt möglichst nah an den Fels zu bringen, unumgänglich. Frauen verfügen oft über eine bessere Beweglichkeit, Männer haben dafür einen Kraftvorteil.

Das Gleichgewicht stellt die dritte motorische Grundeigenschaft beim Klettern dar. Beim Klettern ist eine ständige Kontrolle des Gleichgewichts nötig. Wird das Gleichgewicht nicht hergestellt, muss es der Kletternde durch vermehrte Haltearbeit kompensieren. Um in

---

[6] „Unter Beweglichkeit verstehen wir das höchstmöglich erreichbare Bewegungsausmaß in einem Gelenk oder einer Gelenkkette" (ebd. 159).

eine stabile Gleichgewichtslage zu kommen, genügen oft Belastungsabstimmungen nach vorne, nach hinten oder zur Seite. Reichen diese Maßnahmen nicht aus, so sind aufwendige Bewegungsabläufe notwendig.

Also, das war so eine Gleichgewichtssache und nicht mit Kraft. Da habe ich mir gedacht, dass geht nicht, dass ich mich da jetzt hinüber lehne. Da geht es nicht weiter halt einfach hinauf oder weit hinunter. Und, das muss einfach gehen und habe es probiert. Und je weiter ich mich da jetzt verlagert habe, desto besser bin ich gestanden. [...] Auf einmal, sobald nur das Gewicht verlagert war, ist der Zug aufgegangen. (Int.V, 128f.)

Motorische Komplexeigenschaften sind Fähigkeiten, in die mehrere motorische Grundeigenschaften eingehen oder koordinative Grundfähigkeiten, die für die gesamte Motorik bestimmend sind und für die Lösung von klettertechnischen Problemen zum Einsatz kommen. Es sind die Fähigkeiten aus einer Anzahl von Informationen die richtigen herauszufiltern (Orientierungsfähigkeit), sich an die Eigenarten eines Klettergebietes anzupassen (Anpassungsfähigkeit), Bewegungsmuster aufzunehmen (Lernfähigkeit) und vorhandene Bewegungsformen so zu kombinieren, dass neue entstehen können (Gestaltungsfähigkeit). (Vgl. auch Goller 1997, 15f.)

Psyche

Der ganze Körper beteiligt sich, sogar der Kopf. Es hängt vom Tag und der Tagesverfassung ab. Die Stimmung schlägt sich auf die Tätigkeit um: bei einem schlechten Tag brauchst du viel Kraft, kletterst unrhythmisch und verkorkst und fällst schon bei einer leichten Tour hinaus. Beim Klettern merk ich, wie ich drauf bin, ob ich spielen kann mit dem Fels. Bei einer super Tour gehen die Züge locker, sind schön. (Int.I, 8f.)

Die wichtigsten psychischen Zustände, die die Kletterleistung und auch sich gegenseitig beeinflussen, sind Angst, Entspannung, Konzentration und Motivation. Die psychischen Zustände sind in einer Inneren Triade mit den autonomen (Atmung, Herzschlag,...) und motorischen Prozessen verbunden, da sie sich auch gegenseitig bedingen (Vgl. Neumann/Goddard 1997, 84.). Ein psychischer Zustand ist die Angst, die beim Klettern auftreten kann. Gerade beim Klettern im alpinen Gelände kann sie aber bedingt durch die Gegebenheiten der Alpinen Landschaft und der oft mangelnden Sicherungshaken verstärkt auftreten.

Ja, es ist schon immer ein bisschen ein Nervenkitzel dabei und ein bisschen eine Angst, wo man drüber muss. Und das gute Gefühl, wenn man es schafft. Ich finde einfach das generelle Gefühl, was mir auch so taugt, da ist der Sport so schön: da ist Bewegung, da ist Gleichgewicht und für mich ist das halt eine ganz schöne und elegante Sportart, das taugt mir irgendwie. Wenn

ich denke, dass ist nicht nur ein Kraftsport, sondern kann man auch noch viel so machen und... (Int.V, 19f.)

Physiologische Veränderungen, die durch Angst bewirkt werden, sind beispielsweise eine Erhöhung von Puls- und Blutdruck, Schweissabsonderung, gesteigerte Atmung, Zittern, Übelkeit und ein erhöhter Spannungszustand der Muskulatur. Ganz allgemein bewirkt Angst eine erhöhte Aktivierung des Organismus, die ihn in die Lage versetzen kann, mit Leistungen aufzuwarten, die über das tägliche hinausgehen.

Ja, ich kriege, zuerst einmal denke ich mir, ja die Stelle steige jetzt ich vor. Während ich das sage, bekomme ich Herzklopfen. Auch wenn wir jetzt drüber reden, bekomme ich Herzklopfen, weil ich. [...] Mir taugt das irgendwie so eine Aufregung. Dann fange ich an, dann merke ich meistens, dass ich unkonzentriert bin, dann sag ich, nein dann muss ich mich konzentrieren. Dann klettere ich. (Int.V, 55f.)

In zu hoher Konzentration jedoch kann es zu Blockaden kommen[7] (siehe weiter unten). Ängstliche Menschen verfügen deshalb in Leistungssituationen, wie beispielsweise beim Klettern, auch über eine erhöhte Sensibilität für körpereigene Rückmeldungen über Erregungszustände und eine gesteigerte Eigenwahrnehmung, und erhöhen somit die Konzentration.

Das ist mir eben aufgefallen auch beim Klettern, dass ich da so gut abschalten kann, egal was ist. Weil auch immer ein bisschen die Angst dabei ist. Weil da kann man nichts anderes [...] da muss man sich konzentrieren, da hat was anderes – kommt mir vor – nicht Platz. Also, und das ist das, was mir auffällt. Auch wenn ich grantig bin, beim Klettern ist das weg. (Int.V, 100f.)

Diese Übersensibilität kann weiters einerseits zu einer Steigerung der Kreativität führen und somit den Wunsch, die Situation zu bewältigen, in den Vordergrund stellen („Einengung des Wahrnehmungsraumes bei leichten Angstgefühlen"), andererseits können, in Momenten der intensiven Angst, Verhaltensweisen auftreten, die nicht auf die Lösung der gestellten Aufgabe sondern auf eine möglichst schnelle Angstreduktion abzielen. In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf die Definition von Risiko verwiesen, als ein Typus der Gruppe von Unsicherheiten, die positiv sind und Flexibilität und Gestaltungsmöglichkeit

[7] Im Zuge einer allgemeinen Aktivierungserhöhung kommt es zu einer gesteigerten Tätigkeit des Sympathikusnervs, der als Leistungsnerv des vegetativen (autonomen) Nervensystems bezeichnet wird und dessen Aktivität alle notwendigen Umstellungen für eine erhöhte Energiebereitstellung im Organismus fördert. Durch die Ausscheidung der Hormone des Nebennierenmarks (Adrenalin und Noradrenalin) versetzt er den Organismus in die Lage, gesteigerte Leistungen zu vollbringen. In zu hoher Konzentration jedoch unterbinden die Hormone die Informationsweiterleitung an den Schaltstellen zwischen Nervenzellen, den sogenannte Synapsen, wodurch es zu Denkblockaden kommen kann. (Vgl. Schädle-Schardt 1993, 66f. und Huggler/Zuber 1995, 16f.)

bewirken können, im Gegensatz zu der Gruppe der negativen und blockierenden Unsicherheiten (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko“.).

Während der ganzen Geschichte nachher habe ich genau gewusst, ich bin an meinem Limit. Und [...] der primäre Gedanke war einfach der, was passiert, wenn ich jetzt stürze, was passiert. Und viel mehr kann ich jetzt gar nicht beschreiben, was es für ein Gefühl war in der Situation. Irgendwie ist es ein Angstgefühl, nicht so ein Gefühl von innerer Unruhe, sondern wirklich schon Angst, einfach Angst davor, dass man aus der Wand hinaus fällt. Man weiß, man fällt ins Seil. Also, es ist eine gewisse Sicherheit da, aber einfach die Angst vor einer Verletzung, dass dann die halbe Wintersaison „tschari“ ist und vielleicht, dass man dann schwerer verletzt ist und dass man nicht mehr gesund wird. Die Angst ist halt einfach im Hinterkopf und wirkt sich dann einfach so aus, dass man nicht mehr ganz kontrolliert klettert, Knie-Schnackeln, weißt eh,... (Int.III, 55f.)

Die Erwartung lebensbedrohender Gefahren, Schmerzerwartungen durch Verletzungen und negative Erinnerungen (z.b. Abrechen einer Tour durch Vergleich mit früheren angstreichen Situationen oder eine körperliche Blockade) engen den Handlungsspielraum in der Folge soweit ein, dass es sogar unmöglich werden kann die Aufgabe zu bewältigen (Huggler/Zuber 1995, 19f.). Denk- und Bewegungsblockaden entstehen. Symptome solcher Blockaden sind Fehlleistungen, Verkrampfungen, Abnahme des Bewegungs-umfanges, Störung des Bewegungsrhythmus und Bewegungsflusses. Durch eine Auto-matisierung der Bewegungen wird eine Aufgabenbewältigung trotz Einschränkung der Verhaltensweisen durch starke Angst möglich.

Ein situations-, aufgaben- und personenangemessenes Angstniveau kann also ein optimales Aktivierungsniveau und in der Folge eine Leistungssteigerung bewirken. In der Sportpsychologie spricht man dann von einem „idealen Leistungszustand“.

ENTWICKLUNG DES FELSKLETTERNS

In diesem Kapitel der Arbeit soll ein Einblick in die Entwicklung des Klettersports gegeben werden. In Zusammenhang mit der Entwicklung des Felskletterns, haben sich nicht nur neue Materialien und Spielarten entwickelt, sondern auch die Einstellungen der Kletterer gegenüber dem Berg und Sicherungsmitteln geändert. Dem entsprechend hat auch die Risikobereitschaft der Kletterer im Verlauf des letzten Jahrhunderts immer wieder zu- oder abgenommen.

Hinsichtlich der Entwicklung des Kletterns gibt es zwei verschiedene Auffassungen: Die eine besagt, dass sich das Klettern, gerade im Alpenraum, aus dem Bergsteigen entwickelt hat, die andere, dass das Klettern, unabhängig vom Alpinismus und Bergsteigen, im Elbsandsteingebiet als eigenständige Sportart entstanden ist. Es handelt sich, meiner Meinung nach, um zwei regional differenzierte Entwicklungsstränge, die sich gegenseitig beeinflusst und in den 60er Jahren vereinigt haben. Auf jeden Fall kann die Entwicklung des Kletterns, meiner Meinung nach, nicht vollkommen getrennt werden vom Alpinismus[1] gesehen werden. Deshalb werde ich versuchen diese verschiedenen Entwicklungsstränge aufzugreifen und in weiterer Folge zusammenzuführen, die Entwicklung des Alpinismus schemenhaft und die des Felskletterns bis hin zum Sportklettern genauer nachzuzeichnen. In der folgenden chronologischen Erörterung beziehe ich mich größtenteils auf Rainer Amstädters Buch über die Entwicklung des Alpinismus (Amstädter 1996).

Die gegenwärtige Vielfalt an verschiedenen Disziplinen und Spielarten, sowie eine vorläufige Begrenzung der Schwierigkeitsskalen nach oben hin sind Resultate der Entwicklungen des Kletterns. Mit der Entwicklung des Kletterns haben sich nicht nur Materialien weiterentwickelt, Spielarten ausdifferenziert und die Schwierigkeitsgrade ausgeweitet, sondern auch die Einstellungen der Kletterer zu der Sportart und der Gesellschaft gegenüber den Kletterern verändert.

Bereits in der Antike soll „Herakles die Pyrenäen und die Alpen überschritten haben“ (ebd. 22). Alpenüberschreitungen finden in der Antike nur zur Kriegszwecken, später auch zu Handelszwecken statt. Anders ist der Umgang der Bauern und Hirten, die seit Menschengedenken in den Alpen wohnten, mit der Gebirgswelt: sie nutzten sie seit jeher als Lebensraum für die Jagd, für die Viehwirtschaft und für ihre Kulte. Da die Alpen allerdings immer eine Bedrohung dar stellen, begibt man sich doch selten ‚freiwillig’, also selten ‚zweckfrei’ in diese gefahrenvolle Zone, weshalb dieser zeitliche Abschnitt von Amstädter auch als ‚Präalpinismus“ bezeichnet wird.

---

[1] Das Wort *Alpinismus* ist eine Ableitung vom mittelhochdeutschen Wort *Alp(e)* in der Bedeutung von ‚Bergweide’, das offenbar auf ein vorindogermanisches Wort, zu dem auch der Name *Alpen* gehört zurück. Als seine Bedeutung wird ‚Berg’ vermutet, wobei aber in der späteren Geschichte ein Anschluss an lat. *albus* ‚weiß’ (im Hinblick auf den Schnee der Alpen) eine Rolle gespielt haben mag. (Kluge 1999)

Der italienische Humanist und Dichter Francesco Petrarca besteigt 1336 mit seinem jüngeren Bruder den 1912m hohen Mont Ventoux als erster einen Berg aus ästhetischen Gründen, nämlich um sich einem Naturerlebnis hinzugeben. Dieses Ereignis kann man als Beginn einer ‚zweckfreien', im Sinne von freiwilligen Besteigung der Berge sehen.

Bis hin zum 17. Jahrhundert hat die Natur ihre Bedrohlichkeit jedoch noch nicht verloren und erst ab dem 18. Jahrhundert wird begonnen, die Unkenntnis der Alpenwelt zu korrigieren. Im frühen 18. Jahrhundert setzt man sich vor allem auf einer geistig-literarischen Ebene mit den Alpen auseinander. Mit Jean Jacques Roman „La nouvelle Heloise" tritt aber nicht nur die Naturschwärmerei, sondern auch ein wissenschaftliches Interesse an den Alpen ein.

Obwohl man Petrarca vielleicht als den ersten ‚zweckfreien' Alpinisten ansehen könnte, wandelt sich die Aufgabe des Alpinismus vom wissenschaftlichen Eifer der Erschließung zum ästhetischen Genuss erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Es ist einerseits Neugier und das Bedürfnis nach Freiheit und Einsamkeit, die Fähigkeit ästhetischen Empfindens und die Notwendigkeit psychischer und physischer Entspannung zur Regeneration, andererseits aber auch die Entwicklung hin zu weltweiten Reisen, die die Begeisterung für die Bergwelt in dieser Zeit wachsen lassen. Werden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch viele Gipfel aus geographischen, geologischen und meteorologischen Interesse bestiegen, so beginnt man in den 60er Jahren des 19.Jahrhunderts die alpinen Hauptgipfel ‚zum Selbstzweck' zu besteigen.

Als ein besonderer Vorzug taucht in den 1870ern die Funktion des Alpinismus als Bildungsfähigkeit der ‚Mannestugend' zu Kampf und Mut auf - die Periode des ‚Gefahrenalpinismus', in der der Genuss der Naturschönheit in den Hintergrund und der ‚Weg' in den Vordergrund tritt. Er entsteht als die meisten wichtigen Gipfel der Alpen erstbegangen sind. Die noch unerstiegenen Nebengipfel oder die Grate und Wände der schon bestiegenen Berge werden erklommen[2]. Ein Vertreter des ‚Gefahrenalpinismus' ist Zsigmondy. Er betont das ethische Moment, den Wert schwerer Bergfahrten für die Schulung des Charakters. Durch diese Einstellungen, der Anerkennung des Gefahrenmomentes, und gefahrenvolle Erstbesteigungen im Alleingang entfacht ein Streit zwischen den Kletterern dieser Periode: es geht hier um die Streitfrage, ob der „Alpinismus nur als Sportsache betrachtet wird, um das abgekitzelte Nervensystem neu anzuregen" oder den ästhetischen Genuss der Alpennatur (Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins I (1869/70) in Amstädter 1996, 97). Dieser Streit wurde nicht nur bezugnehmend auf den Alpinismus ausgetragen, sondern besonders in Verbindung mit der Steigerung der Schwierigkeitsgrade beim Klettern.

Im Zuge der immer stärkeren Entwicklung des Alpinismus entstehen um die Jahrhundertwende in den großen Städten alpine Zentren, deren wichtigsten Vertreter die „Münchner" und die „Wiener Schule" darstellen. Ein weiterer Diskussionspunkt zu dieser Zeit ist „die Auseinandersetzung um den Gebrauch von Mauerhaken, in Felsrisse und Löcher geschlagen zur Sicherung und dann auch zur Fortbewegung" (Amstädter 1996, 192). Ab 1912 kommt es unter Hakenverwendung zu einer deutlichen Steigerung der Schwierigkeitsgrade. Vorraussetzung dafür ist die Verbesserung des Felshakens durch Hanns Fiechtl und die Erfindung des Kletterkarabiners[3] durch Otto Herzog, denn nun kann

---

[2] So erstiegen Markgraf Alfred Pallavicini, der Führer Auhäusler und der Jäger Heyßl den sogenannten Turm in der Hochschwab Gruppe „lediglich seiner Form wegen" (Amstädter 1996, 94). In dieser Zeit erfolgt auch die Erschließung von Peilstein und Rax, sowie Erstbesteigungen in den Dolomiten durch die Brüder Purtscheller 1882 und 1883 sowie in den Westalpen 1884. Erwähnenswert ist hier auch die Überschreitung des Matterhorns und des Monte Rosa über die berüchtigte 2000m hohe Ostwand.

[3] (HMS-)Karabiner: „Eine größere Metallöse (in D-Form oder in Birnenform), die dazu dient, das Seil mit den verschiedenen Sicherungsvorrichtungen zu verbinden bzw. Ausrüstungsteile griffbereit am Klettergurt zu befestigen. Je nach Verschluß werden Schnapp-, Schraub oder Schnellverschluß- bzw. Drehkarabiner unterschieden. Leichte Schnappkarabiner (ca. 30-50g) werden zum Einklinken der Zwischensicherungen

man das Seil in den Karabiner einhängen, der in den Haken geklinkt wird und muß nicht mehr das Seil durch den Haken fädeln.

In Folge verbessert Hans Dülfer Seil- und Sicherungstechnik (z.b. Dülfersitz) und durchklettert mit Hilfe von Abseil-Quergängen im Wilden Kaiser[4] die Fleischbank-Ostwand (V/A0) 1912 und 1913 die Totenkirchls-Westwand (V+/A0)[5].
Im Gegensatz zur ‚Münchner Schule' bleiben die ‚Wiener Alpinisten' der „gefahrvollen Tradition des Kletterns ohne Felshaken" verhaftet, um so „dem Berg ohne künstliche Hilfsmittel zu Leibe zu rücken" (ebd. 197). Ihre Anschauung war es, „durch Versuch und Irrtum' Erfahrung zu sammeln und in selbstzerrstörerischem Freiheitswahn das eigene ‚Selbst' dem Todesrisiko einer haken- und seillosen Bergtour gegenüber absolut zu setzen" (ebd. 199f.) Die bedeutendsten Vertreter dieses gefahrenbetonten ‚Kampfalpinismus' sind Karl Preuß[6], Karl Pichl[7] und Heinrich Pfannl, der zur Symbolfigur der Wiener Schule des hakenlosen Bergsteigens wird. In der Diskussion um den „Mauerhaken" stellt Paul Preuß folgende Kletterregel auf:

> „Der Mauerhaken ist eine Notreserve und nicht die Grundlage einer Arbeitsmethode. Das Seil darf ein erleichterndes, niemals aber das allein seligmachende Mittel sein, das die Besteigung der Berge ermöglicht. Zu den höchsten Prinzipien gehört das Prinzip der Sicherheit. Doch nicht die krampfhafte, durch die künstliche Hilfsmittel erreichte Korrektur eigener Unsicherheit, sondern jene primäre Sicherheit, die bei jedem Kletterer in der richtigen Einschätzung seines Können zu seinem Willen beruhen soll." (ebd. 195[8])

Zu der Zeit, als die Vertreter der „Münchner Schule" viele Erstbegehungen machten, verzeichnen der italienische Bergführer Luigi Rizzi mit den Brüdern Guido und Max Mayer Erfolge, die anscheinend „nur durch die reichste Anwendung künstlicher Hilfsmittel" möglich wurde (ebd. 193.). Sie haben in einer jahrelangen Erfolgsserie alle „Probleme" der Alpen[9] gelöst. Die Brüder Mayer, beide Juden, die es sich leisten können ihre alpine Ausbildung Bergführer-Profis anzuvertrauen und Haken als Sicherungsmittel akzeptieren, kränken den Stolz des deutsch-österreichischen Alpinismus.

---

verwendet, schwerere Schraub- oder Drehverschlusskarabiner dienen zum Aufnehmen des Bremsknotens der dynamischen Sicherung (daher auch: HMS-Karabiner; HMS = Halbmastwurfsicherung)." (Long 1992, 77)

4 „Das Kaisergebirge ist eine Gebirgsgruppe der Ostalpen in Tirol. Das zu den Nördlichen Kalkalpen gehörende Massiv erstreckt sich östlich von Kufstein bis zur Tiroler Ache. Es besteht im Wesentlichen aus den beiden Hauptgebirgszügen Wilder Kaiser und Zahmer Kaiser. Der sich von Westen nach Osten erstreckende Wilde Kaiser hat in dem 2 344 m hohen Ellmauer Halt seine höchste Erhebung. Der Zahme Kaiser gipfelt in der 1 997 m hohen Pyramidenspitze. Das gesamte Gebiet steht unter Naturschutz und gehört zu den bedeutenden Fremdenverkehrsregionen der Alpen mit zahlreichen Möglichkeiten für Wintersport und Bergsteigen." (Microsoft: Encarta Weltatlas)

5 Im selben Jahr wird auch von Fiechtl und Herzog die Schüsselkarspitze-Südwand im Wetterstein (V) erstmals durchstiegen.

6 Preuß stürzte 1913 beim Versuch der Allein-Erstbegehung der Mandlkogel-Nordkante tödlich ab.

7 Pichl leitet während des ersten Weltkrieges die Militärbergführerausbildung im Grödnertal und macht in dieser Zeit die Erstbegehung der Nordkante des Langkofels.

8 Aus: Die Preußschen Kletterregeln. In: Alpenpost, Zeitung des Steirischen Salzkammergutes, Sonderausgabe (1986).

9 Zu den bedeutendsten zählen die Ödsteinkante im Gesäuse, Einser-Nordwand, Langkofel-Nordwand und zahlreiche andere Dolomitenwände in der Dauphiné Meije-Südwand (1912), Ailefroide-Nordwand und Barre des Ecrins-Nordwestwand (1913).

In der Nachkriegszeit nach dem ersten Weltkrieg wird die Verwendung von Haken zur Sicherung und Fortbewegung immer häufiger. Durch die „Legitimierung“ der Hakenverwendung und die Verwendung des Doppelseils trägt zur Verschiebung der Freiklettergrenze nach oben bei. So wird durch Erstbegehungen am Torre Trieste und an der Marmolada-Südwand[10] durch die Italiener Micheluzzi, Soldà, Tissi und Vinatzer der oberste sechste Schwierigkeitsgrad erreicht[11].

1925 wird so von Welzenbach der sechste Grad „äußerst schwierig“ eingeführt und trägt somit zur Quantifizierung der körperlichen Leistung und zur Normierung der Leistung mit Hilfe der Schwierigkeitsbewertung bei. Damit ergeben sich auch im Alpinismus Wettkampf- und Rekordstreben. Nicht nur die Sicherungstechniken werden in der Folge verbessert, sondern auch die Klettertechniken. Im Extremklettern werden nun Erstbesteigungen, Wiederholungen derselben und Begehungen im sechsten Grad zum sozialen Leistungsmaßstab.

> „Das Extremklettern der jungen Elite der Sestogradisten taucht im Massenalpinismus der Nachkriegszeit als emanzipatorische gesellschaftliche Aktivität von unten auf, vom Kulturkonservatismus der großteils bürgerlichen Vorkriegsalpinisten als Spiegelung der zwanghaften Arbeitssphären begriffen, deren Rationalität und Leistungssteigerung der ‚Sportalpinismus’ kopiere.“ (ebd. 340)

Im Gegensatz zum Vorkriegsalpinismus ist nun die Verwendung von Haken erlaubt. Bedingt durch den anstrengenden Arbeitsalltag, der einen ausgeweiteten Freizeitbereich notwendig macht, wird in dieser Zeit nicht nur der Alpinismus populärer, sondern auch andere Sportarten. Der Extremalpinismus der 1930er Jahre, das Akrobatentum der Männer des sechsten Grades, wird systematisch mit der Ideologie des Heroismus übergewölbt:

> „Das deutsche Volk braucht Männer, die ihre Kraft erproben im Ringen mit Naturgewalten, braucht eine Jugend, die gestählt ist in der harten Schule des Lebens.“ (Gallian 1937; Zit. ebd. 394)

Das ‚Edelbild’ des Kletterers wird unter anderen auch durch Dr. Karl Prusik, der als alpiner Ausbildungsleiter tätig war, verstärkt. Er ist der Erfinder eines Klemmknotens, der nach ihm benannt wurde und noch heute verwendet wird, und trägt somit auch zur Verbesserung der Sicherungsmittel bei. Nach und nach werden also die Kletterer und Alpinisten heroisiert und die nationalsozialistischen Lehren indoktriniert.

> „Die vom Herrenmenschentum des völkisch-heldischen Alpinismus mit Tabu belegten Gefühle der Angst und der Schwäche lassen die Eigenschaften Macht und Stärke umso wichtiger werden, welche die Heldenhaftigkeit des deutschen Übermenschen beweisen soll.“ (ebd. 425)

---

[10] „Einige Berge der Dolomiten in den Südlichen Kalkalpen, in Italien, sind aus Dolomitgestein aufgebaut und haben eine auffällige Färbung. Die Dolomiten haben ihre höchste Erhebung mit 3 342 m in der Marmolada.“ (Microsoft Encarta Weltatlas)

[11] Weitere Erstbegehungen waren die Fleischbank-Südostwand (V+/A1) durch Wiesner und Rossi, Civetta-Nordwestwand (VI) durch Solleder und Lettenbauer, die Nordwand der Großen Zinnen durch Comici und die Brüder Diami und die Bewältigung der Nordwand der Westlichen Zinne durch Cassin und Ratti.

Die ‚Deutschen Übermenschen' erhalten natürlich auch Belohnungen für ihre Unternehmen, um so ihre Heldentaten nach außen zu präsentieren und sie gegen andere Völker abzugrenzen: z.b. erhalten die Brüder Schmid für die Durchsteigung der Matterhorn-Nordwand eine olympische Goldmedaille. Auf der Berliner Olympiade 1936 gibt Hitler das Versprechen, dem Bezwinger der Eigernordwand eine Goldmedaille zu verleihen.

In Konkurrenz mit den deutschen heroisierten Bergsteigern treten Meisterkletterer[12] des faschistischen Italien (z.b. bei der Erstbegehung der Nordwand der Westlichen Zinne 1935).

Da sich nun zu dieser Zeit eine Steigerung der Schwierigkeit im Freiklettern durch den Gang an der absoluten Sturzgrenze im alpinen Gelände mit den vorhandenen technischen Hilfsmitteln als kaum möglich erscheint, beginnt man mit Winterbesteigungen, der Begehung von bisher nur im Sommer durchkletterter Felswände bei Eis, Schnee und tiefen Temperaturen:

> „Auf der Suche nach Neuland... entstand der Gedanke, der so kühn war, daß ihn nur die Besten der Besten ausführen durften: die winterliche Durchkletterung der großen und schwersten Wände, die bereits im Sommer vom Bergsteiger den Meisterbrief erforderten." (Maix[13] zit. ebd. 491)

Und so findet man wiederum einen Weg, die Elite der Übermenschen als solche zu bestätigen und Besteigungen dieser Art[14] ideologisch zu vermarkten.

In der Zeit nach 1945 werden die Deutschen als Impulsgeber von den Italienern und Franzosen abgelöst. Mit der Erfindung des Bohrhakens werden hakentechnische Begehungen möglich, deren Idealbild die Superdirettissima direkt über die Überhänge der großen alpinen Wände ist.

In den 60er Jahren kam in den Alpen wieder der Freiklettergedanke auf, der allerdings diesmal aus den USA, aus Großbritannien und aus den ostdeutschen[15] und tschechischen Sandsteingebieten ‚importiert' wird. Hier treffen verschiedene Entwicklungen des Kletterns aufeinander, die parallel zueinander in den einzelnen Regionen verlaufen sind. Doch im Gegensatz zur Ideologie des Alpenraums, in der das Freiklettern nur ein Nebenästchen am Stamm Bergsteigen darstellte, „befreite sich die amerikanische von Fortbewegungshaken und Ideologie, wurde zu einer Gegenbewegung und ist inzwischen der stärkste Ast am Baum Bergsteigen" (Messner 1997; Zit. bei Long 1992, 7).

In den zwanziger Jahren wandert der Kletterer und Sachse Fritz Wiessner aus und bringt somit den Freiklettergedanke in die USA. Die Amerikaner greifen die Idee auf und 1965 wurde die erste freigekletterte Tour der Welt im achten Schwierigkeitsgrad eröffnet:

---

[12] Dazu zählten Alvise Andrich, Furio Bianchet, Riccardo Cassin, Vittorio Ratti, Attilio Tissi und viele andere.

[13] Aus: Tagblattarchiv, Mappe Alpinismus, Neues Wiener Tagblatt, 23.2.1941, Maix Kurt, Bergsteigerjugend auf der Suche nach Neuland. Ein Rückblick auf die letzten alpinistischen Höchstleistungen.

[14] Gerald Leinweber und Rudolf Peters erzwingen im Dezember 1940 die erste Winterdurchsteigung der 800m hohen Dachstein-Südwand, Pfannl und Maischberger gelingt im selbem Monat eine Winterdurchsteigung der Hochtor-Nordwand.

[15] Der in Sachsen lebende Amerikaner Oliver Perry Smith kletterte bereits 1906 den „Alten Weg" am Teufelsturm (VI+), 1918 durchstieg Emanuel Strubich die „Westkante" am Wilden Kopf (VII-), 1922 kletterte Hans Rost die „Rostkante" (VII), Mitte der 30er erfolgte der UIAA-Grad VII/VII+ und 1952 der erste glatte VII+, 1965 erreichte Fritz Eske mit „Königshangel" am Frienstein das erste Mal den achten Grad. (Hepp in Alpenvereinsjahrbuch Berg '93, 138).

„Crack of Doom“ im Klettergebiet von City of Rocks in Idaho[16]. In der Mitte der Sechziger wird Yosemite[17] durch die Erfindung des Klemmkeils der Clean-Climbing- oder auch Freeclimbing-Gedanke geboren: dabei belassen der oder die Erstbegeher und alle, die danach die Wand bewältigen, keinerlei Sicherungsmittel in der Wand. Haken und Klemmkeile werden wieder entfernt, Bohrhaken sind vollkommen verpönt.

Das ‚Freiklettern’ wird auch im Alpenraum zuerst in den Klettergärten ohne ‚alpine Gefahren’ praktiziert, aber Ende der 60er überträgt der Südtiroler Reinhold Messner diese Art zu klettern auf alpine Wände. In dieser Zeit kommt es auch zur Unterscheidung zwischen „alpinem und klassischem Sportklettern“.

Durch weitere Steigerung der Schwierigkeitsgrade kommt es zur Einführung des siebten Schwierigkeitsgrades: 1977 wird die bis dorthin bis VI+ begrenzte Bewertungsskala der UIAA (Union Internationale des Associations d’Alpinisme) durch die Erstbegehung der Pumprisse am Fleischbankpfeiler im Wilden Kaiser gesprengt, die von den Begehern Karl Keine und Reinhard Karl mit VII bewertet werden. In den 70ern wurden auch die ersten Wettkämpfe in Westeuropa, zuerst noch am natürlichen Fels, später an Kunstwänden durchgeführt. Mitte der achtziger Jahre entstehen die ersten künstlichen Kletterhallen.

Um das Risiko in Routen zu reduzieren und eine möglichst vollständige Sturzsicherung zu gewährleisten, wird mit enormem Aufwand an Sicherungsmitteln der Fels in den 90ern präpariert. Angesichts des hohen Materialaufwandes, der die Anforderungen an die Psyche minimiert und die Schwierigkeiten einer Begehung auf die reine Bewältigung der klettertechnischen Problemstellung reduziert, sehen viele diesen Sport in eine Sackgasse geraten.

> „Bewaffnet mit Bohrmaschinen, gespornt mit Cliffhängern und getrieben vom Sekundenzeiger der Kletterentwicklung, legt er allerorts sein Sicherheitsnetz über die Berge. Zuerst wird der Weg präpariert – von oben, von unten, von den anderen –, dann werden die Passagen geprobt und abgesichert, bis nur noch der Absturz unmöglich ist. Zuletzt kommt das Muskelspiel. Was am Ende frei geklettert wird, ist so schwierig, daß es ohne Absicherungsmaschinerie erst gar nicht versucht werden könnte. Natürlich war man auch früher auf Steigerung aus. Die Rekordjäger von gestern aber lieferten sich zuerst dem Ungewissen aus, dann der Angst, in den Kletterhimmel zu fliegen, zuletzt dem Versagen. [...] Bergsteigen war kein Spaß, weder für die Akteure selbst noch in der Vorstellung der Zuhausegebliebenen. Der Berg war Möglichkeit und Bedrohung zugleich, ein Stück Natur, das auf die Menschen ebenso gefährlich wie faszinierend wirkte.“ (Messner 1997, 83)

Dem entgegen:

> „Oft wird gegen Bohrhaken das Argument ins Feld geführt, er zerstöre das ‚Unmöglich’. Bei genauer Betrachtung ist dies jedoch falsch, denn das ‚Unmöglich’ wird nach wie vor durch die Felsstruktur gegeben: eine glatte, grifflose Platte wird auch mit zwanzig Bohrhaken nicht ‚möglicher’. Sicherungsbohrhaken zerstören also keinesfalls das klettertechnische

[16] 1974 kletterte Steve Wunsch mit „Supercrack“ in den Shawangunks das erste Mal den unteren IX. Grad, John Log erreichte mit „Paisano-overhang“ 1975 den IX. Grad und Ray Jardin mit „Phoenix“ im Yosemite Valley in Kalifornien den Grad IX/IX+.

[17] Der Yosemite National Park (seit 1890) befindet sich in Kaliformien. Das Zentrum bildet das Yosemite Valley, das vom Merced River durchflossen wird. (Vgl. Microsoft: Encarata Weltatlas.)

‚Unmöglich', sondern erweitern allein die Möglichkeit einer sinnvollen Sicherung, wie dies auch Friends tun." (Güllich 1986, 31)

Während die ‚Hakendiskussionen' wieder einmal das Klettergeschehen in Österreich dominierte, hat sich die Grenze der Schwierigkeitsbewertung in Amerika zum oberen neunten Grad verschoben[18].

Mitte der achtziger Jahre übernehmen aber wieder die Europäer die Initiative in der Leistungsentwicklung des Sportkletterns[19]. Am 14. September 1991 setzt Wolfgang Güllich mit seiner Tour „Action Directe", als der vorläufig schwersten Route der Welt, bewertet mit dem XI. UIAA-Grad, der Leistungssteigerung eine Grenze.
Die Leistungssteigerung im Sportkletterbereich kann man einerseits auf die Entwicklung der Schuhe[20], deren Form an die Füße und die Sohle an die verschiedenen Felsoberflächen angepasst wurden, und andererseits auf die Erfindung und Weiterentwicklung der Sicherungsgegenstände zurückführen (wie Seile, Karabiner, Bohr- und Klebehaken, mobile Sicherungsgeräte, Klettergurte[21]), die das Risiko der Verletzungsgefahr bei Stürzen reduzieren.

Ich weiß in der Fleischwand[22], in der steinernen Rinne, ich rede jetzt so, als wie wenn ich hundert Jahre alt wäre, aber das ist gar nicht so lange her, so vor 15 Jahren oder so, wie wir gegangen sind, da sind fünf, sechs Seilschaften in einer Wand gehängt. Das hat sich jetzt mehr oder weniger beruhigt. Obwohl in den letzten zwei Jahren ist es wieder ein bisschen mehr geworden. Sind die Routen wieder gut besucht, auch weil sie teilweise gut saniert sind. (Int.IV, 210f.)

Durch das Reduzieren des Risikos entwickelte sich das Sportklettern im Gegensatz zum alpinen Klettern in den letzten Jahren zu einem Massen- und auch Modesport. In der Folge wurden zahlreiche Klettergärten eingerichtet, viele alpine Sportklettertouren eingebohrt und Kletterhallen erbaut[23].

---

[18] Zum weiteren Verlauf des Sportkletterns in den USA: 1974 kletterte Steve Wunsch mit „Supercrack" in den Shawangunks das erste Mal den unteren IX. Grad, John Log erreichte mit „Paisano-overhang" 1975 den IX. Grad und Ray Jardin mit „Phoenix" im Yosemite Valley in Kalifornien den Grad IX/IX+. 1979 kletterte Tony Yaniro „Grand Illusion" am Sugar Loaf.

[19] 1983 kletterte der Engländer Jerry Moffat „The Face" im Frankenjura (unterer zehnter Grad), 1984 Wolfgang Güllich „Kanal im Rücken" im Frankenjura (X. Grad), 1985 erreichte ebenfalls Güllich mit „Punks in the Gym" in Australien den Grad X+, 1987 mit „Wallstreet" im Frankenjura den Grad XI-, 1990 kletterte Ben Moon auf den britischen Inseln „Hubble" (XI-/XI).

[20] Die Kletterschuhe differenzieren sich bezüglich ihrer Sohle und der Form. Hier gibt es, ganz allgemein, symmetrische und asymmetrische Kletterschuhe. Hinsichtlich ihrer Sohle differenziert man zwischen dem „Reibungskletterschuh" - ‚mit Sohle, zur Erhöhung der Reibungseigenschaft und besseren Anpassung an den Fels' (rp 5/87/64; zit bei Luiprecht 1994), „Trittkletterschuh" - ‚mit harter Sohle zum kraftsparenden Stehen auf kleinen Tritten und für höhere Kantenstabilität' (rp 4/88/15; Zit. bei Luiprecht 1994), „Ballett-Kletterschuh/ Ballerina" - ‚mit extrem weicher Sohle zur Anpassung an kleinste Felsunebenheiten, jedoch kraftraubend' (rp 6/88/76; Zit. bei Luiprecht 1994) und dem „Allround-Kletterschuh" - er ‚eignet sich sowohl für Reibungs- als auch für Tritt- und Rißkletterei'en' (rp 4/88/15; Zit. bei Luiprecht 1994).

[21] Bei Gurten wird zwischen Brust-, Sitz-, Hüft- (oder auch Sportklettergurt, da er vor allem beim Sportklettern verwendet wird) und Kombigurten unterschieden. „Ein Sportkletter-Hüftsitzgurt besteht aus zwei Bauteilen, dem Taillengurt und den Beinschlaufen, die vorne mit einer zentralen Schlinge verbunden sind" (Luiprecht 1994).

[22] Gemeint ist die „Fleischwand" im Wilden Kaier.

[23] Nicht die Extremsportart „Klettern", sondern ihre Soul-Variante hat sich zu einem Massensport entwickelt. Hier sei noch einmal das Merkmal der „Soul Sports" nach Egner und Kleinhans (in Escher/Egner/Kleinhans

Die Beweggründe der Kletternden, sich in die Wand zu begeben, und die Werte und Normen der Kletterer haben sich also laut Amstädter im Laufe des letzten Jahrhunderts immer wieder verändert. Um es zu überspitzen könnte man sagen, dass der „Kletterer“ des öfteren als Träger von Werten, Normen und Ideologien „missbraucht“ wurde. Ob nun diese Werte und Normen der „Preis“ für das Ausüben dieser Sportart, oder die Sportart die Folge der freiwillig gewählten Einstellungen war, sei dahingestellt. Über die Wertvorstellungen des gegenwärtigen „Kletterers“ stellt Amstädter allerdings keine Vermutungen an.

Wichtig erscheinen bezüglich der Entwicklung des Klettersports allerdings Veränderungen hinsichtlich der Risikobereitschaft der Kletternden: Galt es im 19. und auch Anfang des 20. Jahrhundert noch als Tugend, sich den Gefahrenmomenten und dem Todesrisiko nicht nur zu stellen, sondern sie aktiv aufzusuchen und nicht zu minimieren, so werden seit Beginn dieses Jahrhunderts Sicherungsmitteln zur Risikominimierung verwendet. Ungefähr ab den 20er Jahren wird nicht nur die Hakenverwendung größtenteils legitimiert, sondern auch die Verwendung von weiteren risikominimierenden Materialien standardisiert. Mit der weiteren Entwicklung der Schwierigkeitsgrade nach oben hin werden auch Sicherungsmittel und Materialien verbessert.

Die Frage, ob Sicherungsmittel überhaupt verwendet werden sollen, wird gegenwärtig im Allgemeinen nicht mehr diskutiert: das Verwenden von Sicherungsmitteln und anderen Materialien zur Risikominimierung ist beim Großteil der Kletterer zum Standard geworden (Vgl. auch „Disziplinen und Spielarten). Wurde früher risikoreiches und sicherungsfreies Klettern geradezu gefordert, ist es jetzt Usus, das indiskutable Risiko von (unbeeinflussbaren) Gefahren durch adäquates Verhalten zu reduzieren.

2000, 64) zitiert: „Das Risiko, sich bei den *Soul Sports* ernsthaft zu verletzen, wird durch den Einsatz modernster Technik und Materialien minimiert. Der hohe Technikeinsatz ermöglicht bei vielen Sportarten dieser Gruppe zudem überhaupt erst die Ausübung für die breite Masse der Hobby- und FreizeitsportlerInnen“.

DISZIPLINEN UND SPIELARTEN

Klettern an künstlichen Wänden:

Also, das ist für mich ein riesengroßer Unterschied. Hallenklettern kann mich nie so begeistern wie Felsklettern. Beim Hallenklettern fehlt die Natur. Die Natur gehört auch dazu. [...] Hallenklettern, das ist für mich Training, so wie wenn einer Hanteln stemmt oder sich aufs Rad setzt. Da gehe ich hin, weil ich einfach mein Kletterniveau über den Winter erhöhen will, oder so [...] oder einfach halten will. Aus dem Grund gehe ich in die Halle. [...] Vom Klettern selber unterscheidet sich die Halle wesentlich: in der Halle habe ich einfach eine vorgegebene Route, roter Griff, roter Griff, roter Griff. Da muss ich mir einfach, da muss ich einfach die Griffe anschauen und wie, das ist die Bewegungsvisualisierung, was ich zuerst gesagt habe, wie muss ich meinen Körper bewegen, um den Griff zu erreichen. Das ist der Unterschied zum Felsklettern. Beim Felsklettern muss ich schon auch schauen, wo greife ich jetzt hin. Aber wenn nicht jeder Griff mit Magnesium angefärbt ist, dann sehe ich den oft gar nicht. (Int.III, 224f.)

„Hallenklettern“ muss als eigene Disziplin angesehen werden. Durch die Eliminierung der „natürlichen“ Gefahren (wie z.b. Steinschlag) wird eine fast hundertprozentige Sicherheit gewährleistet und der Kletterer kann sich rein auf die Bewegung konzentrieren. Viele Kletterer nützen die Kletterhallen allerdings auch zum Training bei Schlechtwetter oder im Winter.

Und ich muss jetzt schon sagen, ich als klassischer Alpinist, sehe jetzt, nur weil einer in die Halle geht, da ist er jetzt für mich noch nicht der Kletterer. Das ist eher dann ein Sport, den ich sehr schätze, aber jetzt nicht jemand, der sich als Kletterer im eigentlichen Sinne so nennen darf. Der darf sich natürlich so nennen, aber das verstehe ich nicht. Wenn bei mir einer Kletterer sein will, dann muss er mindestens den natürlichen Fels schon einmal angegriffen haben. (Int.IV, 205f.)

Felsklettern:

Ja, ist lässig, sagen wir so, es gibt so viele Spielarten, es ist jetzt schon mehr als zwanzig Jahre, ich weiß, wie das Sportklettern aufgekommen ist, wie wir 84, ich und ein Freund, am Gardasee hinunter gefahren sind. Ich glaube 84, da war der erste Rockmaster. Und da ist das alles aufgekommen. Da ist das Klettern so aufgekommen. So 77 im Kaiser mit den Pumprissen, das habe ich mitbekommen, so aha neue Routen im siebten Grad ohne Haken abgesichert, nur mit mobilen Sicherungsgeräten. Und Ende der Achtziger sind wir die auch begangen und das war damals ganz was tolles. Und so in den letzten Jahren die kontinuierliche Steigerung der Schwierigkeit. Und noch dazu gekommen ist das Hallenklettern, also als weitere Spielform, was ja auch ein toller Sport ist, ich selber mag das nur nicht. Aber ich finde, das ist eine tolle Sache. (Int.IV, 185f.)

Man unterteilt das Felsklettern in erster Linie einmal in Freiklettern, Technoklettern und Free-Solo-Klettern. Beim *Freiklettern* sollen technische Hilfsmittel wie Karabiner, Seil und Haken als Sicherungs- und nicht aber als Hilfsmittel zur Fortbewegung dienen, während man im Free-Solo auf jegliche Absicherung verzichtet, und somit das Verletzungsrisiko im Falle eines Sturzes vergrößert, und es beim Technoklettern erlaubt ist technische Hilfsmittel auch zur Fortbewegung zu verwenden (Vgl. Long 1992, 33f.). ‚Frei' ist demnach nicht gleichzusetzen mit ‚sicherungsfrei', sondern ‚frei' bedeutet ‚hilfsmittelfrei' in bezug auf die Fortbewegung:

> „Man kann es als Aufwärtsbewegung definieren, die der Kletterer ausschließlich durch Benützung vorhandener Felsstrukturen erreicht, ohne Zuhilfenahme von technischen Hilfsmitteln, also frei von Seilen, Haken, Keilen oder Schlingen. Diese dienen nur zur Sicherung im Sturzfall." (ebd. 19f.)

Beim Freiklettern unterscheidet man wiederum drei Teildisziplinen, nämlich Sport- und Alpinklettern und deren Kombination, das Klettern alpiner Sportrouten.

Mein Schwerpunkt liegt so im alpinen Bereich, obwohl die Unterscheidung zum Sportklettern heut zu Tage äußerst schwierig ist, weil wenn eine Route, die alpinen Sportkletterrouten, was sind die? Macht es die Umgebung aus, oder machen es die Absicherungen aus? Weil ist das dann? Aber auf jeden Fall von der Umgebung her alpin und auch von der Absicherung, immer weniger oft, kommt mir zwar vor. (Int.IV, 12f.)

Alpinklettern bezeichnet das Klettern in höchst alpinen Gelände gelegenen Touren, die – wenn überhaupt – mit wenigen eingebohrten oder geschlagenen Haken, deren Qualität meist schlecht ist, abgesichert sind, weshalb es notwendig ist, diese Touren mit mobilen Sicherungsgeräten zusätzlich abzusichern. Hingegen sind alpine Sportklettertouren, die sich auch im alpinen Gelände befinden, durch gebohrte oder geklebte Haken in adäquaten Abständen gut abgesichert. Der Schwierigkeitsgrad alleine ist nicht mehr aussagekräftig genug, um eine alpine Sportklettertour oder eine Alpintour zu charakterisieren, da es sich um eine Durchsteigung einer Wand mit mehreren Seillängen auf hohem Niveau im Gebirge handelt. Die Länge einer Wand erfordert eine hohe Grundkondition, mehrere aufeinanderfolgende Seillängen bedingen eine extrem kurze Erholungsphase, allzu lange Ruhepausen an jedem Standplatz zwingen leicht zu einem nicht eingeplanten Biwak. Hinzukommen die „herkömmlichen" alpinen Gefahren, die auch noch beim Ab- und Zustieg nicht zu vernachlässigen sind.

Anders ist es beim Sportklettern, bei dem die Routen meist gut abgesichert sind und die alpinen Gefahren und lange Zu- und Abstiege wegfallen. Das Wort *Sportklettern* wurde Mitte der siebziger Jahre geprägt, zur Bezeichnung der neuen Inhalte des freien Kletterns als bewusst sportliche Aktivität. Beim Sportklettern haben sich in den letzten Jahren verschieden Spielarten entwickelt:

- Boulder (engl. *Boulder* = ’Geröllblock’, ‚Findlingsblock’): Als Urheber der Idee des ‚bouldering’ wird der Amerikaner John Gill gefeiert, der mit diesem Ausdruck bereits Mitte der fünfziger Jahre „das seilfreie Klettern an zwei bis zehn Meter hohen Felsblöcken in Absprunghöh’“ bezeichnete (Vgl. Luiprecht 1994, 23.). Man benötigt dazu also nur Schuhe und Magnesiabeutel. Diente es am Anfang seiner Erfindung nur zum Üben von Techniken und Bewegungsgefühl oder zum Warmklettern, und erfolgte es lediglich aus Spaß an der Bewegung und der Lust, sich an kraftraubenden Einzelzügen zu versuchen, so ist diese Sportart heute eine Wettkampfdisziplin. Beim Bouldern wird der Gedanke des Sportkletterns, die Überwindung schwieriger Felspassagen, auf den Punkt gebracht, d.h. auf eine Einzelstelle mit wenigen Zügen.(Vgl. Hepp/Güllich/Heidorn 1992, 30.)
- Wettkampfklettern: Während im Schwierigkeitsklettern die Steigerung der eignen absoluten Leistung im Vordergrund steht, geht es im Wettkampfklettern um die relative Kletterleistung in bezug auf andere Athleten im Sinne der Rangfolge von Platz eins, Platz zwei usw. (Vgl. Hepp in Alpenvereinsjahrbuch Berg’93, 140.).
- Routenklettern:
    - On sight: (engl. ‘bei Sicht’) bezeichnet die Begehung einer völlig unbekannten Route im ersten Versuch, sturzfrei und im Vorstieg, d.h. ohne Seilsicherung von oben, – der von unten gesicherte Kletternde hängt das Seil mittels Karabiner selbst in sogenannte Zwischensicherungen ein. Die Route wird dabei lediglich bei Sicht vom Boden aus studiert, aber es darf keinem anderen Kletternden vorher bei deren Begehung zugeschaut werden (Vgl. Goller 1997, 33f.).
    - Flash (engl. ‚Blitz’) bezeichnet die sturzfreie Begehung einer unbekannten Route, die man abseilenderweise angeschaut oder in der man einen anderen Kletterer beobachtet hat. (Hepp/Güllich/Heidorn 1992, 164)
    - Rotpunkt bezeichnet die sturzfreie Begehung einer Route im Vorstieg.

SCHWIERIGKEITSBEWERTUNG

Im Sport ist die Leistung ein wichtiges Moment. Um Leistungen zu erfahren, bedarf es einer Vergleichs- und einer Bemessungsgrundlage. Auch beim Klettern hat man solche Grundlagen zur Leistungsmessung erstellt. Faktoren für die Bewertung von Routen sind die Neigung der Wand, Reibung, Griffgröße und -abstand, die Wahrscheinlichkeit bestimmte Züge zu schaffen, die Raffinesse der Griffabfolge und der Position usw. Das Problem beim Erfassen der Schwierigkeitsgrade beim Klettern bezeichnet Long:

> „Sprungweiten oder Laufzeiten können Sie objektiv messen, die Haltungsqualität beim Eiskunstlaufen und die technische Schwierigkeit einer Klettertour nicht. Sie können nur versuchen, diese subjektive, durch den Vergleich mit anderen Routen, einzuschätzen. Ein Schwierigkeitsgrad ist keine absolute Zahl, sondern eine ungefähre Position auf einer Skala, wobei die Relationen zu den anderen Positionen annähernd stimmen.“ (Long 1992, 16)

Weitgehend sind sechs unterschiedliche Schwierigkeitsskalen bekannt, deren Bewertungseinheiten in Gradbezeichnungen ausgedrückt werden. Die Messkriterien, auf denen die jeweilige Graduierung basiert, hängen mit den von Land zu Land variierenden Begehungsstilen zusammen.

UIAA	USA	FRA
VI+	5.10a	6a
VII-	5.10b	6a+
VII	5.10c	6b
VII+	5.10d	6c
VIII-	5.11a	6c+
VIII	5.11b	7a
VIII+	5.11c	7a+
IX-	5.11d	7b
IX	5.12a	7b+
IX+	5.12b	7c
X-	5.12c	7c+
X	5.12d	8a
X+	5.13a	8a+
XI-	5.13b	8b
XI	5.13c	8b+
	5.13d	8c
	5.14a	8c+
	5.14b	9a
	5.14c	
	5.14d	

In den deutschsprachigen Ländern ist die Alpen-skala üblich geworden, die auch vom internationalen Dachverband der Alpinistenvereine (UIAA) vertreten wird. Die Alpenskala geht auf die Idee des Münchner Bergsteigers Willo Welzenbach aus den zwanziger Jahren zurück. Weiters sind hier die in den USA und Frankreich gebräuchlichen Skalen angegeben. (Vgl. Neumann/Goddard, 224.)

ZUSAMMENFASSUNG

In und mit dieser Arbeit habe ich versucht, Grundlagen zu schaffen. Grundlagen, auf die aufgebaut werden kann. Ich versuche, in ihnen das wiederzugeben, was mir die Jugendlichen anvertraut haben – Erfahrungen und Eindrücke, ordne sie, damit auch Außenstehende, dieses faszinierende Bild „Klettern“ in Gedanken vollständig entstehen lassen können. Einen Teil dieses Bildes stellt das „Risiko“ dar: Felsklettern ohne Risiko ist unmöglich. Risikominimierung ist nur durch Ordnung und daraus resultierenden Regeln erreichbar. Klettern an der Grenze lässt Ordnung erfahren – durch das Einswerden aller Sinne, durch die Haut als „sensorium commune“ (Serres 1993).
Ich möchte die Arbeit, gemäß der verschiedenen Themenkomplexe, in drei zwar symbolisch getrennten, aber inhaltlich aufeinander aufbauenden Absätzen zusammenfassen: Als erstes sei noch einmal kurz das „Klettern“ als Summe seiner verschiedenen Bedeutungen beschrieben. Gemeinsames der zwei Themenkomplexe „Klettern“ und „Risiko“ soll den Inhalt des zweiten Abschnittes bilden. Im dritten Absatze möchte ich die Erkenntnisse über den Umgang mit der Risikobereitschaft meiner Interviewpartner anführen.

> Ja, also Körper, schöne [...] vielleicht einfach, weil mir die Bewegungen gut gefallen, da gefallen mir einfach auch die Körper, das muss jetzt kein Adonis sein, der da klettert, aber wenn wer gut klettert, das gefällt mir, das ist einfach schön und elegant. Und man muss sich mit seinem eigenen Körper auseinander setzen, mit dem Gleichgewicht, mit der Kraft, mit der Konzentration, das fällt mir einfach ein. Man muss sich auch mit sich selber gut auseinandersetzen, mit seinem Körper. Und [...] was noch so ein Stichwort ist, die Verantwortung, was mir so einfällt [...] warte einmal [...] mit Namen kannst du nicht viel anfangen. Von blauen Flecken, irgendwie gehört ein Wein für mich auch noch zum Klettern, ich weiß nicht [...] und [...] das Urlaubsgefühl, das gehört irgendwie für mich [...] das Klimpern von den Expressschlingen [...] sonst? [...] und das Heimkommen nachher, wenn ich nach Hause komme und meistens nachher, dass man irgendetwas kocht. (Int.V, 275f.)

„Klettern“ ist mehr als eine Bewegung, mehr als ein Handlungsablauf und mehr als eine Szene-Welt, es ist ihre Summe. Geprägt ist diese Summe von Qualitäten. Von Qualitäten, die an der Grenze durch sensibles Wahrnehmen erlebt werden, gesucht werden und Einstellungen erzeugen. An der Grenze zwischen Eigenem und Fremdem, da erst dann das Einswerden aller Sinne gefordert wird – Intensität. Wahrnehmen der eigenen körperlichen Möglichkeiten ist die Vorraussetzung, um sich der Grenze nähern zu können, da sie an eigenen Grenzen spürbar wird. Die Grenze ist unüberschreitbar und Ordnung des menschlichen Geistes. Sie ordnet das Chaos an Eindrücken des Kletternden, ermöglicht ein Weiterklettern. Klettern – ein Weg an der Grenze, an der Grenze der eigenen Möglichkeiten.

Felsklettern bedeutet Risiko, sich dabei zu verletzen oder sogar zu Tode zu kommen. Das Risiko wächst parallel zum Ansteigen des Schwierigkeitsgrades und der Höhe der

Klettertouren. Damit nimmt aber auch meistens die Fähigkeit zu, präzise wahrzunehmen, die ihrerseits einen Faktor der Risikominimierung darstellt (Vgl. „Begriffsklärung: Risiko“.). In der„Bewegung lehrt der Fels den Kletternden wahrzunehmen. Er lehrt ihn, Risiken einzugehen, sie zu schätzen und zu suchen, da sie aktivieren. Der Fels lehrt, Unsicherheit einzugehen, um neue Sicherheit zu erlangen. Er lehrt, Unebenheiten an seiner Oberfläche zu begreifen, um Bewegungen daran anpassen zu können. Er lehrt den Kletternden auch, sich selbst und seinen Körper wahrzunehmen, um zu spüren, wann er sich an der Grenze bewegt. Erfährt der Kletternde die Grenze und hört sowohl auf Eigenes, als auch auf Fremdes, verfällt weder gänzlich dem Einen noch dem Anderen, und ist sich der Unüberschreitbarkeit der Grenze bewusst, ordnet sie den Informationen Bewegungen und Handlungen zu. Beide folgen Regeln, entstanden durch Begrenzungen – eigene und natürliche, wirken teils risikominimierend und werden Teile der Handlungsabfolge „Klettern“. Durch Wiederholungen werden diese geregelten Handlungen zu Ritualen.

Diese Ordnung und die damit verbundenen Regeln sind nur erfahrbar, wenn der Kletternde seine ganze Aufmerksamkeit auf den Fels richtet. Erinnerungen an und das Wissen um das bestehende und tödliche Restrisiko beanspruchen Aufmerksamkeit, die der Kletternde für das Weiterkommen, das Wahrnehmen und das Einbilden von Bewegungen benötigt. Je mehr Zeit vergeht, desto schneller werden Erwartungen lebensbedrohender Gefahren, Schmerzerwartungen durch Verletzungen und negative Erinnerungen ins Gedächtnis gerufen, da ihnen der ermüdende Körper und die nachlassende Konzentration Platz einräumt – Angst. Gedanken an Gefahren und das Wissen um das davon ausgehende und nur minimal reduzierbare Risiko blockieren. Die Gefahren wurden zwar vom Kletternden freiwillig eingegangen, sind dadurch zu Risiken geworden, bleiben als Gefahren trotzdem unbeeinflussbar - Restrisiko. Ein Negieren dieser Gefahren würde der Illusion der Endlichkeit gleichkommen. Und wieder schärft der Kletternde seine Sinne, dieses mal aber nicht, um Strukturen zu erkennen und daran Bewegungen anzupassen, sondern um Gefahren zu erkennen, um sie zu reduzieren oder zu versuchen, sie zu meiden. Das Risiko von Gefahren vollkommen zu beseitigen, wäre nur durch eine absolute Handlungslähmung möglich.

Risiko muss also wahrgenommen werden, um Handlungen daran anpassen zu können, um es zu reduzieren und um seine positive Wirkung zuzulassen. Risikowahrnehmung darf aber nicht bewirken, dass der Kletternde seine Aufmerksamkeit auf Erinnerungen und Vorstellungen richtet, da diese für das Weiterkommen benötigt wird. Ein Weiterkommen scheint nur dadurch möglich zu sein, das Risiko in Balance zu halten – es zu suchen, die damit verbundene Aktiviertheit zu nützen und gleichzeitig die strengen Regeln der fremden Ordnung einzuhalten und dem Risiko von Gefahren nicht zu viel Platz in der Aufmerksamkeit einzuräumen. Diese Balance wird nur durch stetiges sensibles Wahrnehmen gehalten, da nur sie erkennen lässt, wann sich der Kletternde an der Grenze zwischen Eigenem und Fremdem bewegt, damit er weder das eine, noch das andere zu stark gewichtet, was wiederum Handlungslähmung oder das Überschreiten der Grenze bedeuten würde.

Abschließend sei noch erwähnt, dass das Klettern – hinsichtlich seiner geschichtlichen Entwicklung – sicherer ist, da das Verwenden von Sicherungsmittel und risikominimierendem Materialien beim Felsklettern zum Standard geworden ist (Vgl. „Disziplinen und Spielarten“ und „Entwicklung des Kletterns“.) und dem Gefahrenmoment keine positive Bedeutung zukommt und deshalb nicht aktiv eingegangen wird.

Abschließend möchte ich auf die Gruppe jugendlicher Felskletterer, die ich untersucht habe, und ihren Umgang mit der Risikobereitschaft beim Felsklettern eingehen: Sie sind sich des Risikos beim Felsklettern im alpinen Gelände, zu verunfallen oder zu Tode zu kommen, bewusst. Sie bewegen sich zwar an der Grenze ihrer eigenen physischen und psychischen Möglichkeiten, wissen aber ganz genau um diese Grenze bescheid, verschieben sie, aber versuchen nicht, sie zu überschreiten. Sie setzen die präzise Wahrnehmung ein, die sie die in höheren Schwierigkeitsgraden immer senkrechter und gleichmäßiger gewordene Oberfläche des Felsens gelehrt hat, um Gefahren zu erkennen und das von ihnen ausgehende Risiko zu minimieren. Handlungen, die durch das Bewusstsein um das Risiko entstanden sind und immer wieder wiederholt werden, haben ihren Handlungsablauf „Klettern" geprägt, sind zu Ritualen geworden, die von den Kletternden meistens streng eingehalten werden. Außerdem wissen die Kletternden, dass sie – positive und negative – Unsicherheiten wahrnehmen müssen, sie nicht ignorieren dürfen, wissen die einen zu schätzen, wissen aber auch um die lähmende und blockierende Wirkung der anderen, werden sie erinnert, bescheid, haben einen Weg gefunden, sie weder zu ignorieren, noch ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Einstellungen, die sie durch das Bewusstsein des Risikos beim Felsklettern gelernt haben, haben auch Werte und Normen ihres Lifestyles geprägt: Ihre Werte und Normen sind gekennzeichnet von einer Sensibilität gegenüber Fremdem und Eigenem. Sie sind die Fähigkeit und der Wunsch, Ordnung und Struktur von Neuem zu erfahren, zu begreifen, um sich ihm anpassen zu können. Es ist die Begierde sich vom Alltag und den zwingenden Regeln der Gesellschaft zu entfernen, um andere unveränderbare Regeln zu erleben, im Bewusstsein, dass diese Erlebnisse zeitlich und räumlich beschränkt sind, und, dass man sich weder der einen noch der anderen Welt vollkommen verhaften darf.

Das Beschriebene ist eine Skizze, der Versuch einer Ordnung von Eindrücken und Bildern, von Erfahrenem und Erlebtem einer speziellen Gruppe von Kletterern – Einmaligkeit und nicht Allgemeingültigkeit.

LITERATURVERZEICHNIS

Bücher:

Amstädter, Rainer: Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik. Wien 1996

Baacke, Dieter: Jugend und Jugendkulturen – Darstellung und Deutung. Weinheim 1993

Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, Elisabeth: Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994

- *Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, Elisabeth*: Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. 10f.

Beck, Ulrich: Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.

Benthien, Claudia: Haut. Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse. Hamburg, 1999

Bergson, Henri: Zeit und Freiheit. Hamburg 1994

Bonß, Wolfgang: Vom Risiko – Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne. Hamburg 1995

Csikszentmihalyi, Mihaly: Das flow-Erlebnis: jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen. Stuttgart 1987

Cube, Felix von: Gefährliche Sicherheit – Die Verhaltensbiologie des Risikos. München 1990

Escher, Anton/ Egner, Heike/ Kleinhans, Matthias (Hrsg.): Trend- und Natursportarten in den Wissenschaften, Forschungsstand – Methoden – Perspektiven. Hamburg 2000

- *Egner, Heike*: Trend- und Natursportarten in der Gesellschaft. 7f.
- *Egner, Heike/ Kleinhans, Matthias*: Trend- und Natursportarten – Ein Strukturierungsversuch. 31f.

Farin, Klaus: generation kick.de – Jugendsubkulturen heute. München 2001

Friesl, Christian: Erlebniswelten + Gestaltungsräume – Die Ergebnisse des „Dritten Berichtes zur Lage der Jugend in Österreich“. Graz, Wien 1999

- *Hahn, Marina/ Heinzlmaier, Bernhard/ Zentner, Manfred*: Die Freizeitsituation Jugendlicher in Österreich. 11f.

Friesl, Christian (Hrsg.): Experiment Jung-Sein – Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001

- *Friesl, Christian/ Polak, Regina*: Jung-Sein als Experiment. 13f.
- *Zentner, Manfred*: Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein. 147f.

Fritz, Jürgen: Theorie und Pädagogik des Spiels – Eine praxisorientierte Einführung. Weinheim 1993

Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred: Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme. Wien 1998

Güllich, Wolfgang/ Kubin, Andreas: Sportklettern heute. München 1986

Hepp, T./ Güllich, W./ Heidorn, G.: Faszination Sportklettern – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis. München 1992

Huizinga, Johan: Homo ludens – Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Hamburg 1972

Janig, Herbert/ Rathmayr, Bernhard (Hrsg.): Wartezeit – Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994

- *Kytir, Josef/ Münz, Rainer*: Jugend in Österreich – Demographische Aspekte einer Lebensphase. 25 f.

- *Friesl, Christian/ Richter, Matthias/ Zulehner, Paul M.*: Lebensstile und Wertehaltung: Die vielen Gesichter der Jugend. 49f.
- *Rathmayr, Bernhard*: Von der Konkurrenz der Lebensalter zur Koexistenz der Generationen. 75f.

Kamper, Dietmar: von wegen. München 1998

Kamper, Dietmar/ Wulf, Christoph (Hrsg.): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt am Main 1984
- *Kamper, Dietmar/ Wulf, Christoph:* Blickwende. Die Sinne des Körpers im Konkurs der Geschichte. 9f.
- *Wulf, Christoph*: Das gefährdete Auge – Ein Kaleidoskop der Geschichte des Sehens. 21f.
- *Montagu, Ashley*: Die Haut. 210f.
- *Gebauer, Gunter:* Hand und Gewißheit. 234f.
- *Giersch, Ulrich*: Der gemessene Schritt als Sinn des Körpers: Gehkünste und Kunstgänge. 261f.
- *Lippe, Rudolf zur*: Der Sinn der Sinne. „Der Körper" – eine Fikion. 298f.
- *Kamper, Dietmar*: Die Transzendenz der Sinne und die Paradoxie des Sinns oder Die Geschichte vom Einhorn und der Dame. 344f.

Kamper, Dietmar/ Wulf, Christoph (Hrsg.): Schweigen – Unterbrechung und Grenze der menschlichen Wirklichkeit. Berlin 1992
- Wulf, Christoph: Präsenz des Schweigens. 12f.

Klein, Michael: Sport und soziale Probleme. Reinbek bei Hamburg 1989

Larcher, Michael/ Zak, Heinz: Moderne Seiltechnik. Teufelberg, Wels 1994

Leonhardt, Ulrike/ Schröder, Achim: Jugendkultur und Adoleszenz – Verstehende Zugänge zu Jugendlichen in ihren Szenen. Luchterhand 1998

Long, John: Praxis Sportklettern: Ausrüstung, Technik, Training. München, Wien, Zürich 1992

Mead, Georg Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main 1978

Messner, Reinhold: Berg Heil – Heile Berge? Rettet die Alpen. München, Wien, Zürich, 1997

Neumann, Udo/ Goddard, Dale: Lizenz zum Klettern. Köln 1997

Opaschowski, Horst W.: Arbeit. Freizeit. Lebenssinn?. Leske + Budrich 1983

Schädle-Schardt, Walter: Klettern – Verhalten und Erleben. Aachen 1993

Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 2000

Scheiring, Robert (Organisation): Sicherheit im Bergland – Jahrbuch '95. Hrsg. Österreichisches Kuratorium für alpine Sicherheit. Innsbruck 1995
- *Sladek, Franz*: Alpinunfallbericht 1994 des Österreichischen Kuratoriums für alpine Sicherheit. 105f.
- *Burtscher, Martin*: Ursachen alpiner Unfälle im Seniorenalter. 29f.

Scheiring, Robert (Organisation): Sicherheit im Bergland – Jahrbuch '96. Hrsg. Österreichisches Kuratorium für alpine Sicherheit. Innsbruck 1996
- *Martin, Burtscher*: Unfallhäufigkeit von Frauen im Alpinsport. 37f.
- *Sladek, Franz*: Alpinunfallbericht 1995 des Österreichischen Kuratorium für alpine Sicherheit. 71f.

Scheiring, Robert (Organisation): Sicherheit im Bergland – Jahrbuch 2000. Hrsg. Österreichisches Kuratorium für alpine Sicherheit. Innsbruck 2000
- *Sladek, Franz*: Alpinunfallbericht 1999 des Österreichischen Kuratoriums für alpine Sicherheit. 71f.

Scheuerl, Hans: Das Spiel – Untersuchung über sein Wesen, seine pädagogischen Möglichkeiten und Grenzen. Weinheim, 1954

Serres, Michael: Die fünf Sinne – Eine Philosophie der Gemenge und Gemische. Frankfurt am Main 1993

Steinert, Erika/ Thiele, Gisela: Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis – Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. Köln 2000

Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. 1999a

Waldenfels, Bernhard: Sinnesschwellen – Studien zur Phänomenologie des Fremden 3. Frankfurt am Main 1999b

Diplomarbeiten:

Goller, Markus: Techniktraining im Sportklettern. Diplomarbeit am Institut für Sportwissenschaften. Innsbruck 1997

Luiprecht, Marlen: Die Sprache der Sportkletterszene – Untersuchung zum fach- und sondersprachlichen Wortschatz der Zeitschrift „rotpunkt“. Diplomarbeit am Institut für Germanistik. Innsbruck 1994

Veröffentlichungen auf Homepages:

Faix, Tobias: Jugend in der Postmoderne. In: http://www.lza.de/thema/jugend_in_der_postmoderne.htm.

Keller, Claudia: Flirten mit dem Risiko. In Nachrichten aus aller Welt – 22.05.2001. In http://www2.tagesspiegel.de/archiv/2001/05/21/ak-we-6374.html

Kuratorium für Verkehrssicherheit: http://www.sicherleben.at/

Zeitungsartikel:

Strobl, Sabine: Gedanken klettern – Interview mit Helga Peskoller. In: Tiroler Tageszeitung, Nr.482, 7./8./9. Dezember 2001.

Linsenmaier, Jürgen: Studie über Magnesiapulver. In: rotpunkt 3/1985/ 66-68.

Wörterbücher und Lexika:

Microsoft Encarta Weltatlas 2001.

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. – 23. Aufl. – Berlin, New York 1999

ANHANG

INTERVIEW I

Interviewpartner:

C. ist 21 Jahre und studiert in Innsbruck Sportwissenschaften und Physik. Er klettert seit mehr als zehn Jahren, sowohl in Hallen, als auch am Fels und im Alpinen.

Rahmenbedingungen:

Das Interview wurde am achten Mai 2001 auf der Zugfahrt von Innsbruck nach St.Johann/ Pongau geführt und dauerte ca. dreißig Minuten.

Gesprächsverlauf:

Dieses Interview diente mir eigentlich als Orientierungsinterview, da ich zu diesem Zeitpunkt noch mit der Präzisierung des Forschungsfeldes beschäftigt war. Ich beschloss spontan, C. zu interviewen, als ich mit ihm im Zug saß und wir wieder einmal über „Klettern“ diskutierten begannen. Aufgrund dieser Spontaneität hatte ich weder ein Tonbandgerät noch Interviewfragen und das Interview verlief eher wie ein Gespräch. Da ich kein Tonbandgerät zur Verfügung hatte, versuchte ich das Gesagte möglichst vollständig mitzuschreiben. Jedoch muss ich die Fragen meinerseits rekonstruieren. Die „Zugfahrt“ selbst weist, meiner Meinung nach, schon auf eine wichtige Einstellung der Kletterer hin: Mobilität.

R: Kannst du irgendwie die Tätigkeit „Klettern“ beschreiben? Was ist es für dich?

C: Ein Tanz des Körpers mit dem Fels, eine rhythmische Bewegung, wenn es gut geht. Es ist eine Beschäftigung in der Natur. Man hat das Ziel, dass man hinaufkommt, aber das ist trotzdem nicht so wichtig. Wichtiger sind die Züge dazwischen, weil man merkt, dass man weiterkommt. Es kommt nur auf die Bewegung drauf an. Unmögliche Züge werden mit der Zeit möglich. Man speichert dann das Programm. Ein Zug wird mit geringem Kraftaufwand möglich. Der ganze Körper beteiligt sich, sogar der Kopf. Es hängt vom Tag und der Tagesverfassung ab. Die Stimmung schlägt sich auf die Tätigkeit um: bei einem schlechten Tag brauchst du viel Kraft, kletterst unrhythmisch und verkorkst und fällst schon bei einer leichten Tour hinaus. Beim Klettern merk ich, wie ich drauf bin, ob ich spielen kann mit dem Fels. Bei einer super Tour gehen die Züge locker, sind schön.

R: Was unterscheidet Klettern für dich von anderen Sportarten?

C: Klettern ist anstrengend! Der ganze Körper ist beteiligt, man spürt alles. Beim Laufen z.b. ist das eine Monotonie: du kannst nur entscheiden anstrengend oder nicht anstrengend. Beim Klettern kannst du entscheiden, heute besonders die Füße oder Oberarme, oder mach ich mir die Finger kaputt. Wenn ich nicht klettere bin ich unrund. Ohne jeden Sport bin ich unrund, aber an Klettern habe ich mich schon gewöhnt.

R: und sonst so zu Klettern?

C: Beim Klettern ist auch das Element Natur wichtig: ich kletter lieber draußen als drinnen. Ich kann klettern nicht trainieren, ich meine, schon trainieren, aber wenn ich zum extrem trainieren anfange, dann würde mich das klettern nicht mehr interessieren. Du weißt schon was ich meine!? Klettern ist Freiheit, so statt lernen. Wenn mich alle mal können, dann gehe ich klettern.

R: Und das vielbesprochene Kick-Erlebnis, ist das wichtig für dich beim Klettern?

C: Das Kick-Erlebnis würde ich nicht so wichtig einstufen! Ich geh nicht klettern wegen Adrenalin pur! Beim Sportklettern ist es eine lässige Bewegung, ein Aneinanderreihen.
R: Und gefährlich ist es nicht, oder schon?
C: Für Außenstehende erscheint es als gefährlich. Es ist vielleicht für einen, der nicht aufwächst damit, ist es so z.b. für Teilnehmer von Managerkursen, die haben dann auch den Kick. Den habe ich beim Sturztraining selber auch, aber deswegen gehe ich nicht klettern. Beim Stürzen selber konzentriere ich mich auf die Route. Beim Alpinen schraube ich die Schwierigkeit der Routen zurück, dann ist es ein Genuss. Es ist, etwas anderes zu sehen, abgeschlossen sein von den Massen. Klettern ist eine ungefährliche Sportart, wenn man die Sicherheitsstandards einhält.
R: Wann hast du zu klettern begonnen?
C: Als ich klein war, bin ich schon herum gebouldert. Dann habe ich mit zwölf einen Kletterkurs gemacht.
Davor habe ich Turnen gemacht, aber beim Turnen sagt dir immer jeder, wie man tun soll. Beim Klettern, da gibt dir die Route vor, was man tun soll.
R: Und Machtkampf, gibt es den nicht beim Klettern?
C: Machtkampf ist beim Klettern auf alle Fälle da. Mit der Gruppe und dir selber, wo man sich fordern kann. [...] Mit 15/16 hat mir auch getaugt, dass man mit der Gruppe wo sein kann, nicht nur zum Klettern. Einfach draußen sein. Eine Alternative zu Zu-Hause-sein. Von keinem etwas gesagt bekommen.
R: Kannst du ein Schlagwort zum „Klettern“ finden?
C: „Ästhetische Bewegung“ ist das beste Schlagwort, aber das ist beim Schifahren genauso, das Gefühl.
R: Und „Vertrauen“, ich meine in den Kletterpartner und so, ist das auch wichtig?
C: Vertrauen ist ein Aufhänger im sozialpädagogischen Bereich. Sicher ist es wichtig, aber ich kann nicht klettern, wenn ich Troubles im Alltag habe. Sicher ist es auch wichtig, dass man Vertrauen in den Partner hat. Ich lasse mich in wirklich schweren Routen auch nur von Leuten sichern, bei denen ich schon oft gestürzt bin. Aber das ist nicht das wichtigste! Nur wenn alles glatt läuft, kann ich abschalten und locker klettern. Beim Klettern kann ich darüber nicht nachdenken. Beim Klettern spür ich auch nicht, wenn was weh tut. Da ist nur die Bewegung im Vordergrund! Die Bewegung und die muss mir gefallen, eine schöne Bewegung. Ich bin süchtig nach Klettern. Aber nicht süchtig im herkömmlich Sinn: Es kommt ein Erlebnis, dass man gelebt hat, und das sucht man immer wieder! Dafür muss man aber viel tun! Für Anfänger steht immer Kraft und Technik im Vordergrund. Beim Erlebnis passt alles, harmonisiert alles, alles löst sich auf und du fühlst dich gut!

INTERVIEW II

Interviewpartner:

Gesprächspartner ist zum zweiten Mal C.

Rahmenbedingungen:

Das Interview wurde am Vormittag des 26. Juni 2001 in meiner Wohnung in Innsbruck geführt und mit Hilfe eines Tonbandgerätes aufgezeichnet. Die Interviewdauer betrug dreißig Minuten.

Gesprächsverlauf:

Anfänglich bangte ich um die Ernsthaftigkeit dieses Gespräches, da C. und ich, aufgrund unserer „Ferienstimmung“, an diesem Tag dazu neigten, weniger ernste Gespräche zu führen.

R: Kannst du so ganz ernst...
C: Was empfindet man beim Klettern?!
R: Nein, einen Kletterzug oder einen Klettervorgang beschreiben? Kannst du das Klettern irgendwie rein die Tätigkeit beschreiben? Rein das körperliche, gar nicht was in dir vorgeht, sondern was beim Klettern eigentlich passiert?
C: Nur vom Körper her?
R: Genau.
C: Ich bin jetzt unter der Stelle, beobachte einmal die nächsten zwei Griffe, wo sie ungefähr sein könnten. Also, ich bin draußen am Felsen. Und sehe halt die weißen Striche von den vorherigen Leuten, das Magnesium. Weiß, aha, da könnte einer sein, da könnte einer sein. Stelle mir einmal ungefähr vor, wie der Zug gehen kann. Gut dann schaue ich nach unten, bringe meine Füße in Position. Jetzt bringe ich sie derart in Position, dass ich den ersten Griff mit der linken Hand erreiche. Jetzt steige ich einmal, drücke mich mit dem Fuß weg, habe eine ganze Körperspannung [...] mit dem ganzen Körper. Stabilisiere mich, meinen Rumpf praktisch demnach. Also, ich steh am rechten Fuß, mein linker Fuß hängt bis über das Knie hinaus. Drücke gegen die Wand. Ich erreiche mit der linken Hand den nächsten Griff. Jetzt bin ich in einer ziemlich unstabilen, äh labilen Position. Muss eben versuchen, dass ich das ganze auflöse. Und [...] ah, damit ich das einmal schaffe, muss ich mehr Druck auf die linke Hand geben, also, drücke meine beiden Hände zum linken Fuß. Schaue wiedereinmal nach unten, wo meine beiden [...] wo ich meinen linken Fuß, der ja in der Luft ist, hin tun kann. Jetzt sehe ich irgend so ein kleines Rippchen, auf das ich meinen linken Fuß seitlich drücken kann. Gehe auch dorthin. Ja, den Reibungsschuh presse ich halt mit den Aductoren gegen die Wand. Kann so mit dem rechten Fuß ein bisschen nachsteigen. Und jetzt hänge ich einmal mit beiden Händen optimal da und das Problem ist, dass ich mit der rechten Hand noch ein bisschen weiter hinaufziehen muss, dass ich praktisch einen Kreuzzug machen muss. Jetzt versuche ich, dass ich meinen rechten Fuß noch ein bisschen höher positionier, wobei ich dann [...] kleine Tritte, kleine Schuppen sehe, auf die ich dann meinen Fuß stelle. Mein linkere Hand [...] ah, bevor ich den Fuß stelle, strecke ich meine linke Hand durch und bin so [...] kann mich so ein bisschen länger halten. Steige mit dem rechten Fuß hoch. Ah, jetzt drücke ich mein Becken gegen die Wand, mein rechtes Knie ist total bei der Wand und ziehe auch leicht mit der linken Hand, damit die rechte Hand entlastet wird, also ich habe wieder totale Körperspannung im Rumpf. Also, Rückenmuskel und Bauchmuskel sind eher angespannt jetzt einmal. Und versuche, dass ich in dieser labilen Position weitergreife, und komme auch zu dem Seitgriff, der oberhalb ist. Das nächste Problem ist eigentlich nur, dass ich da wieder in die stabile Position hineinkomme.
R: Also, so [...] du hast immer ein labile Position und willst immer wieder in eine labile kommen, oder?
C: Ja, ja.
R: So das, was sich eigentlich immer wieder wiederholt?

C: Meistens. Aber es ist halt immer so ein Zug [...] also bist in der stabilen Phase, bereitest sie vor mit den Füßen, ah und sobald sie vorbereitet ist, kannst du in die Hauptphase, kannst weitergreifen, ahm und wenn du dann die nächsten Griffe hast, versuchst du wieder, dass du in eine stabile Phase gehst. Also praktisch, du gehst in die Endphase und der nächste Schritt ist wieder, zuerst mental vorbereiten, wo die nächsten Griffe sind und dann wieder [...] körperlich vorbereiten und dann die Hauptphase. Das ist immer so ein Wechsel.

R: Okay, du hast zuerst gesagt, du beobachtest immer, du schaust, wo die Griffe sind. Also, ich habe es mit „wahrnehmen“ ge... Also, passt für dich „wahrnehmen“, findest du das auch, oder [...] wenn du schaust, welche Griffe sind?

C: Nein, an und für sich nicht. Wahrnehmen tu ich Ja viel mehr als Klettern. Ich nehme Ja während dem Klettern die ganzen anderen Sachen mit wie [...] ah wahr, wie Wind und solche Sachen. Das nehme ich aber beim Schauen, wo jetzt die nächsten Griffe und Tritte sind, tu ich eigentlich nur mit den Augen abtasten den Felsen. So, Ja beobachten. Und, nein, ich würde nicht wirklich sagen, dass es ein Wahrnehmen ist. Wahrnehmen kann ich auch nachher, was weiß ich, wenn ich einen Tritt gesehen habe, mit dem Fuß hingehe, nachher nehme ich praktisch mit dem Fuß wahr, wie der Tritt sich nachher anfühlt, oder mit den Händen, wie sich der Griff anfühlt.

R: Also, du unterscheidest zwischen wahrnehmen und beobachten?

C: Ja, schon.

R: Also, beobachten hast du gesagt. [...] Was kannst du alles beobachten und was wahrnehmen?

C: Beobachten kann ich, alles was ich [...] was mit dem Auge erfassbar ist. Also, sagen wir, wenn wir jetzt weg vom Klettern gehen, den Wind, ich kann beobachten, was der Wind am Baum produziert, er lässt ihn hin und her schwenken. Und wahrnehmen kann ich den Wind direkt. Also, durch den Hauch spüre ich ihn. Also „Wahrnehmen“ ist vielleicht mehr, dass ich das jetzt wirklich körperlich spür, mit irgendwelchen Sinnen, also Tastsinn oder [...] mit Rezeptoren, die im Körper drinnen sind. Und beobachten tu ich eigentlich fast nur, was ich mit dem Auge sehe.

R: Wie ist denn das von den Bewegungen her, glaubst du, dass du ein unendliches Bewegungsrepertoire hast oder endlich viele Bewegungen beim Klettern? Oder glaubst du, dass das beschränkt ist? Wenn du jetzt so an ganz viele Klettereien denkst? Wiederholen sich da manche Bewegungen, oder ist das jedes Mal etwas anderes?

C: Eine Grundbewegung ist immer die gleiche. Es kommt jetzt darauf an, wie weit man die Bewegung jetzt wirklich aufschlüsselt. Also, ah eben, wenn man sie wirklich total aufschlüsselt, dann ist fast keine Bewegung die gleiche, selbst wenn man [...] ich eine Route fünf Mal klettere, mache ich, wahrscheinlich, wenn man es mit Video analysieren würde, mache ich immer wieder andere Bewegungen. Selbst wenn ich hintereinander klettere, werde ich ein bisschen müde und so. Und sonst, unendlich viele Bewegungen habe ich nicht, ich lerne immer wieder neue Bewegungen dazu.

R: Also, du hast immer Grundbewegungen, die sich anpassen an die Route?

C: Genau.

R: Okay. Ich habe mich beim Wahrnehmen so irgendwie an die Zeitwahrnehmung, so irgendwie genommen. Was ist eigentlich Zeit beim Klettern? Und was ist es beim Sportklettern im Unterschied zum Alpinen?

C: Zeit? Ja, also ich glaube, dass ich brutal schnell klettere, aber mir kommt es brutal langsam vor, das weiß ich halt, weil ich von Wettkämpfen die Rückmeldungen bekommen habe. Dass ich die ganzen Bewegungen schnell umsetze und so weiter. Ja, eben, ich glaube, dass ich da ein relativ falsches Zeitempfinden eigentlich habe. Ah jetzt beim Sportklettern...

R: Warum nennst du das falsch? Ist das nicht einfach subjektiv?

C: Ja, subjektiv. Aber es gibt halt auch eine festgelegte Zeit, sagen wir so, die ist einfach physikalisch festgelegt. Also, insofern, wenn man sie mit der jetzt vergleicht, ist die falsch. Ja, es ist eben, mir kommt die Bewegung besonders langsam vor, besonders beim Sportklettern eben. Und ja, im alpinen Klettern, da denke ich eigentlich weniger an die Zeit. Das einzige Problem ist eben, wenn man wirklich eine paarseillängen Tour geht, und man ist ein bisschen müde, dann kommt es schon einmal in den Sinn, dass die Zeit ziemlich fortgeschritten ist. Also, da verlauft die Zeit viel schneller, als ich es mir eigentlich denke. Also, da passiert es mir nachher auch, dass ich in einer leichten Route durch Kleinigkeiten sehe, dass ich noch Zeit brauche und so, aber die Zeit verrinnt und ich das gar nicht so gemerkt hätte. Da ist das eben ein Nachteil.

R: Also, mich würde interessieren, hast du beim Klettern viele Emotionen wie Sicherheit, Unsicherheit, Freude, Erfolg, Misserfolg,...? Oder ist das Klettern etwas, was total emotionslos ablauft?

C: Nein, ich habe sicher viele Emotionen, aber ich kann jetzt nicht wirklich sagen, was ich für Emotionen habe. Das hängt von der Tagesverfassung ab, wie mir die Route gefällt, wie schwer die Route ist, ah so. Ich habe, wie ich vor eineinhalb Jahren auf den Kopf gefallen bin, da habe ich wirklich danach, da habe ich einmal eine ziemliche Angst gehabt beim Vorsteigen und sobald ich einmal über dem Haken war, da habe ich mir immer einreden müssen, ja, das passt eh, ich bin eh top gesichert. Es kann mir eigentlich nichts passieren, also da habe ich eigentlich mehr Angst gehabt, vor dem Stürzen. >Seitenwechsel<

R: Mir kommt halt vor, die Reflexion über das Klettern ist schwierig, dass man beschreibt, was beim Klettern alles vorgeht, was für Gefühle man hat.

C: Ja, ich nehme sie jetzt nicht wirklich bewusst war, sagen wir so. Es ist halt, es geht einiges vor, es passiert einiges, aber es wirklich nur in den seltensten Fällen, dass ich es mir bewusst mache, was in mir vorgeht. Dass ich mit jemanden darüber rede.

R: Und wann reflektierst du darüber? Wenn du in der Tour bist, oder danach, oder überhaupt drei Tage später?

C: Meistens in der Tour, aber da ist [...] also während dem Klettern, ob sie schön ist oder nicht. Dann mache ich das schon meistens in der Tour, und denke mir, die Züge gefallen mir heute überhaupt nicht, oder die Route ist heute ein Scheiß. Oder ich denke mir, lässige Züge, da ist schon wieder der nächste. Da kann ich meinen Körper so richtig herumschwingen. Dass ich die Gefühle wirklich länger behalten würde oder später darüber reflektieren würde, ist bis jetzt eher selten vorgekommen. Es gibt schon [...] ich habe einige Züge im Kopf, die ich einmal gemacht habe, egal ob geschafft oder nicht geschafft, die halten sich dann ein bisschen. Das sind dann immer die Aufhängezüge, ja, die man wieder wiederholen kann.

R: Also, du nimmst sie in der Tour wahr, während dem Klettern?

C: Wenn ich sie wahrnehme, dann in der Tour. [...] Nein, eigentlich nehme ich sie immer in der Tour, wenn ich sie klettere. Dass ich mir überlege, wie ich sie klettere, oder wenn man beim Bouldern macht, dann ist es eigentlich immer, wenn ich irgendeine Position habe, die unsicher ist und ich kann sie auflösen, dann taugt mir das direkt danach und ich denke mir, dass habe ich jetzt geschafft. Aber es wäre nicht so, dass ich, was weiß ich, drei Tage später und hm jetzt denkst du dir, du hast es geschafft und das baut dich auf. Eher wenn, dann direkt danach, eigentlich direkt schon, nachdem das gemacht worden ist.

R: Wann bist du dir unsicher beim Klettern? Gibt es da mehr Situationen? Beim Kletterprozess taucht da Unsicherheit öfter auf, oder ist das total was seltenes?

C: Jedes Mal, wenn ich in einer neuen Route bin [...] also sagen wir so, jedes Mal, wenn ich am Limit bin, weiß ich nicht, ob ich den Zug hundertprozentig schaffe. Und es ist halt dann so, wenn die Griffe weiter weg sind, wenn ich sie anschnappen muß, dass es mir nachher taugt, wenn ich einfach einmal [...] ja, mich dazu überwinde, wenn ich im Vorstieg bin und zwei, drei Meter über dem Haken bin, den Zug mache. Auch wenn ich ihn nachher nicht schaffe, ist das kein Problem, einfach einmal, wenn ich mich überwunden habe, dass ich wirklich einmal den einen Schritt springe oder so. Da vorher ist schon die Unsicherheit, ob ich ihn überhaupt schaffe den Zug.

R: Du hast jetzt gesagt Limit, was ist Limit für dich, oder kannst du das [...] welches Limit?

C: Am Limit klettern, oder? Schwierigkeitsmäßig. Es kommt jetzt darauf an, ob ich on-sight klettere, also wenn ich on-sight klettere, dann wäre das für mich beim Routenklettern der Achter.

R: Also das Limit wäre jetzt für dich nur total leistungsbezogen, oder hast du sonst auch ein Limit? Hast du nur ein Limit z.b. im Achterbereich, oder hast du auch ein Limit, das man auf einen anderen Bereich auch beziehen kann? Also, z.b. kann eine Fünfer Tour auch dein Limit sein?

C: Also, eine Fünfertour fast nicht mehr. Was schon sein kann, dass ich in einer leichten Tour, wenn mir das Gelände nicht taugt, dass es da dann psychisch bedingt so eine Hemmung ist. Das ist nachher im Alpinen, wenn ich es selber legen muss das Zeug, dann setze ich mein Limit, das würde ich einfach einteilen, das setze ich einfach herunter in der Schwierigkeitsskala und denke mir, ja da gehe ich jetzt einmal nicht über den Sechsten drüber. Wenn ich eine Sportkletterroute habe und ich keinen von diesen optimalen Tagen habe, wo es einfach lauft, kann es einfach sein, dass ich bei einem Zug, der leichter ist, weil er irgendwie exponiert ist, oder weil mir kurz der Gedanke gekommen ist, der letzte Haken ist weit drunten, und womöglich nicht so sicher ausschaut, ich weiß, auch wenn ich falle, dann hält der übernächste Haken, aber da ist nachher trotzdem kommt nachher so ein psychischer Faktor auch dazu, dass ich die Bewegung nicht mehr rein ausführen kann. Und habe nicht einmal die Kraft, obwohl ich normal eine Siebener Stelle locker klettere, die Kraft, dass ich das packe.

R: Und, was ist für dich ein Zug?

C: Zug? Was ist für mich ein Zug? Beim Zug, da bewege ich meinen Körperschwerpunkt und verschiebe ihn jetzt einmal in irgendeine Richtung. Ich sage jetzt bewusst, ich verschiebe ihn, und ich muss ihn jetzt nicht in die Höhe bewegen, sondern ich kann das auch durchaus beim Abklettern, sonder ich verschiebe einfach meinen Körperschwerpunkt und das mache ich halt, in dem ich mit Hände und Füße drücke oder ziehe.

R: Also, ein Zug ist immer ein Verschieben vom Körperschwerpunkt?

C: ... unter Einwirkung [...] bzw. unter Krafteinwirkung? Ja.

R: Was ist für dich Natur oder wie nimmst du Natur wahr beim Klettern? Du hast beim ersten Interview gesagt, Natur ist für dich wichtig beim Klettern.

C: Also, direkt beim Klettern ist es so einmal, dass ich [...] also ich schalte meine Wahrnehmung total aus. Ich meine im Verdon, da habe ich einmal in ein Loch hinauf geschnappt, da ist dann ein Vogel heraus geflattert, das ist dann schon wieder lässige Erlebnisse, die man in der Natur hat. Da ist dann die Route selber in dem Moment einmal nicht so wichtig, weil das ist einmal, das neue Beobachten. Da ist mir nur einmal wichtig, dass ich das Tier beobachte und die Route ist dann eher nebensächlich. Ja.

R: Ist für dich Natur etwas feindliches oder etwas positives?

C: Etwas positives.

R: Und wenn in der Natur ein Fels herunter bricht?

C: Das ist nicht wirklich feindlich, das ist [...] ja, fällt er halt herunter. Was jetzt wirklich feindlich wäre, wenn oben wer stehen würde und jetzt bewusst einen Fels herunter schlagt, dass ist nachher mehr feindlich. Aber so, von der Natur her, wenn jetzt einmal ein Felsen ausbricht, ja, oder wenn in der Route ein Felsen ausbricht, ja, das kann passieren. Mich wundert es eh, dass der Felsen so zusammen hält. Das ist ja schon einmal etwas geiles. Ja, für mich hat irgendwie fast nichts in der Natur etwas feindliches. Ich denke mir, dass man einfach lernen muss, mit den Sachen umgehen. Genauso wie das Wasser, das ist ja auch nichts feindliches und man muss einfach brutal das lernen, mit dem Medium umgehen.

R: Du hast einmal gesagt, Klettern ist für dich Freiheit, man ist so total frei. Aber eigentlich gibt dir die Klettertour total arge Grenzen vor, gerade wenn du in einem schwierigeren Bereich kletterst. Und warum ist es trotzdem Freiheit? Oder, was fühlst du da, warum ist das für dich so frei, wenn du klettern gehst?

C: Ahm [...] bei der Freiheit beim Klettern kommt eigentlich so mehr [...] da spielen andere Aspekte hinein, nicht wirklich nur die Route einmal, sondern das ist auch jetzt, dass man eben einmal mit Freunden, ab der Normalität, von dem Schema, das von der Gesellschaft als ein lässiges Schema oder als das anstrebenswertes Schema. [...] Man geht keiner Arbeit nach, sondern, mal schauen, heute mache ich einmal nichts, schönes Leben, geh hinaus, teile einfach meine Zeit einmal so ein, wie ich mag. Sicher, ich muß mich da ziemlich einschränken, weil ich dann nicht Arbeite und dann womöglich finanziell nicht die Mittel habe, aber trotzdem, für mich ist das finanzielle weniger wichtig als das Denken, heute mach ich das, passt, deshalb mache ich das. Und das bezeichne ich als Freiheit beim Klettern.

R: Also, es geht gar nicht so um die Route, dass du da das Gefühl der Freiheit hast, also um das Rundherum?

C: Nein, direkt in der Route [...] direkt in der Route habe ich eher bei leichten Touren oder bei alpinen Touren da Gefühl, dass man mit Freiheit vergleichen kann, aber das ist eher mehr so, ich beobachte, oder [...] das Naturbeobachten, das Erlebnis, es stellt sich einfach ein schönes nettes Gefühl ein und ich kann mich, ich fühle mich halt da [...] unter mir nur der Felsen. Ich glaube, das kann man schon als Freiheit bezeichnen. Und, bei einer schweren Tour, denke ich gar nicht so an das. Bei einer wirklich schweren Tour, wo ich mir jetzt vornehme, dass ich es schaffe, da ist eher die Route [...] will eher Züge schaffen, und bin da eher mal mehr drauf fixiert, dass ich Züge schaffe.

R: Beim letzten Interview hast du das „Erlebnis“, das du mal beim Klettern gehabt hast, erwähnt, kannst du da noch was dazu sagen? Vielleicht erinnerst du dich an eine Route, wo das Erlebnis da war.

C: Ja, das war bei einer Route im Tivoli. Da bin ich [...] da war Klettern nicht mehr so strukturiert. Da ist eine Phase in die andere übergegangen, da hat man nicht immer überlegen müssen, wie mach ich den Zug oder den. Die Route ist mir leicht vorgekommen, schöne Griffe. Es war ein harmonischer Übergang, da ist das Überlegen leicht gefallen, da war kein Hemmschwelle. Alle Griffe und Züge waren so in einem Rhythmus und ich habe mich nicht anpassen müssen.

R: Und zum Abschluss noch einmal kurz zur „Gruppe“. Was ist da so toll dran?

C: Bei der Gruppe? Du kannst so vieles austauschen mit den Leuten, und reden, weil viele Sachen einfach anders wahrgenommen werden. Es ist einfach ein Unterschied, ob du solche Sachen allein erlebst oder mit der Gruppe.

R: Also, das ist so die Verbundenheit mit den Leuten?

C: Es ist einfach [...] in Zusammenhang mit der Natur erleben. Ich meine es gibt schon immer zwei, drei Leute, auf die man sich verlassen kann beim Klettern. Das ist so [...]

wenn die nicht auch die selbe Wellenlänge haben wie du, dann habe ich das Gefühl nicht, dass ich mich total auf sie verlassen kann. Ich meine, ich lasse mich nur von den zwei, drei Leuten sichern, auch wenn ich mit den anderen einfach gern klettern gehe in leichten Touren. Ja, es hängt schon immer auch mit der Natur und so zusammen.

INTERVIEW III

Interviewpartner:

P. ist 27 Jahre alt und studiert seit zwei Jahren in Innsbruck Geographie als Diplomstudium. Zuvor hat er sechs Jahre lang im Bauwesen gearbeitet. Vor einem Jahr hat er die Ausbildung zum staatlich geprüften Bergführer absolviert und arbeitet seitdem nebenberuflich als Bergführer. P. hat vor ca. 17 Jahren mit Familienmitgliedern und der Alpenvereinsjugend zu klettern begonnen, war aber auch schon eher immer mehr im Alpinen unterwegs.

Rahmenbedingungen:

Das Interview hat am Abend des 30. Oktober 2001 in meiner Wohnung stattgefunden. Die reine Interviewzeit betrug ca. vierzig Minuten.

Gesprächsverlauf:

Eigentlich wollte ich an diesem Abend W. und P. gleichzeitig interviewen. Da ich ihnen allerdings den Weg zu meiner Wohnung ungenau beschrieben habe und sie eine halbe Stunde mit Suchen zubrachten, blieb W. nicht mehr genügend Zeit für das Interview. So entschlossen wir uns, dass W. und ich das Interview am Vormittag des nächsten Tages führen würden. Als W. die Wohnung verlassen hatte, setze ich das Interview mit P. fort.

R: Zuerst würde ich gerne wissen, seit wann ihr klettert und wie ihr dazu gekommen seid?

W: Ja, seid mittlerweile zwanzig Jahren, na des glongt goar net, spinn ich, weil ich schon so alt bin [...] mit acht neun Jahren haben wir schon angefangen zu klettern und zwar immer innerhalb der Jugendgruppe vom Alpenverein. Und angefangen haben wir mit Klettersteigen und leichten Klettertouren im zweiten, dritten Grad. Ich bin nahezu zehn Jahre hängen geblieben bei dem Dreier/ Vierer. Also, mittlerweile sind es nun gute zwanzig Jahre.

P: Bei mir sind es siebzehn Jahre, dass ich bergsteige. Angefangen auch im Kreis der Familie und dann [...] in Folge nachher dann mit der Alpenvereinsjugend. Und bin auch eher über die alpine Sparte zum Klettern gekommen. Also, meine ersten Klettertouren waren auch alpine Touren. Also in Klettergärten sind wir dann auch erst vor zehn Jahren gekommen.

R: Was macht für euch die Faszination beim Sportklettern, nein ich meine Felsklettern aus? Vor zwanzig Jahren?

P: Einmal sicher eine gewisse Form von Selbstbestätigung. Weil man einfach, ja, dass hängt sicher mit dem Leistungsdruck zusammen, weil man einfach immer höher strebt. Und auch, das gewisse Gefühl von Freiheit zu haben. Einfach draußen sein...

R: Kannst du das Gefühl von Freiheit beschreiben, wann du es erlebst?

P: Wenn es mich doch fordert in einem gewissen Grad, wenn ich in der Leistung nicht unterfordert bin, und aber, dass es nicht einfach so schwer wird, dass ich mich brutal anstrengen muss, dass ich sogar Angst haben muss, dass es passieren kann, dass ich stürze. Wenn ich einmal in dem Grenzbereich drinnen bin, dass ich wirklich das Gefühl habe, ich meistere die Situation jetzt perfekt. Das ist für mich so Plaisir-Klettern.

R: Du bist ja extrem/ extremer auch unterwegs, du bewegst dich ja nicht immer in dem Bereich, wo du jetzt sagst, dass ist das Plaisir-Klettern?

P: Ja, aber da weiß ich dann nicht mehr, ob es das Gefühl von Freiheit ist. Das sind aber, glaube ich andere Beweggründe, wieso man das macht, diese extremeren Sachen. Da glaube ich, geht das schon mehr in den Bereich der Selbstbestätigung, das Problem oder die Aufgabe einfach zu lösen. Da muss ich länger drüber nachdenken was, na muss ich nicht, das habe ich schon so oft probiert, aber da komme ich auf keinen grünen Zweig, was mich dazu bewegt.

R: Auf das extrem Klettern würde ich dann gern noch einmal zurückkommen. [Zu Walter] Vielleicht wenn du unter Zeitdruck stehst, dann...

W: Vielleicht ist es echt am gescheitesten, wenn wir das ein anderes Mal machen. Aber nicht desto Trotz, ich gehe gern klettern, aus der Naturmotivation heraus, also da...

> W. wird von mir unterbrochen und ich mache mit ihm einen neuen Termin aus um mit ihm in Ruhe ein Interview zu führen. Walter geht.<

R: Also, ich möchte gern noch einmal da einsetzen, wo du gesagt hast, das mit Extremklettern und da hast du schon Gründe gesucht und so. Ahm, ja mir geht es da nicht so um die Gründe. Vielleicht kannst du dir eine Situation vorstellen, wo du ..., oder eine Seillänge die an deinem Limit war, was du alles wahrgenommen hast, oder ob du da überhaupt was wahrgenommen hast, oder was da los war? Also, wenn du so etwas beschreiben kannst, ich weiß nicht, ist das möglich?

P: Also, wenn es in einer Tour so ist, also z.b. das ist jetzt gar nicht so lange her, da war eine Tour in einem höheren Schwierigkeitsgrad. Davor ist man vier, fünf Seillängen geklettert im oberen siebten Grad, die perfekt mit Bohrhaken abgesichert waren. Und danach hat sich die Tour gegabelt: rechts ist die gleiche Tour weitergegangen, leichter; Aber links ist eine Tour weggequert, die nicht eingebohrt war, wir haben die mobilen Sicherungsgeräte mitgehabt. Dann haben wir gesagt, ja okay, dann gehen wir die linke. Wir haben nicht gewusst, wie schwer sie ist, wir haben sie vom Anschauen her eingeschätzt. Ja, und das ist schon in einem Grenzbereich von mir gewesen, das war schon recht schwer und das so ohne Absicherungen machen. Ja, hineingeklettert ist man einfach aus dem Grund, vielleicht schon, dass man sich was beweisen will. Man hat schon gewusst, dass es schwierig ist, aber man ist trotzdem hineingeklettert. Während der ganzen Geschichte nachher habe ich genau gewusst, ich bin an meinem Limit. Und,. der primäre Gedanke war einfach der, was passiert, wenn ich jetzt stürze, was passiert. Und viel mehr kann ich jetzt gar nicht beschreiben, was es für ein Gefühl war in der Situation. Irgendwie ist es ein Angstgefühl, nicht so ein Gefühl von innerer Unruhe, sondern wirklich schon Angst, einfach Angst davor, dass man aus der Wand hinaus fällt. Man weiß, man fällt ins Seil. Also, es ist eine gewisse Sicherheit da, aber einfach die Angst vor einer Verletzung, dass dann die halbe Wintersaison tschari ist und vielleicht, dass man dann schwerer verletzt ist und dass man nicht mehr gesund wird. Die Angst ist halt einfach im Hinterkopf und wirkt sich dann einfach so aus, dass man nicht mehr ganz kontrolliert klettert, Knie-Schnackeln, weißt eh [...] ja, und nachher irgendwie, hat man das aber doch gelöst, ist es einem dann doch gelungen, die Stelle nachher zu knacken oder die mehreren Stellen nachher zu knacken, ja und da oben, da ist dann schon das Gefühl der Freiheit. Wenn du es einmal geschafft hast, da ist dann das Durchschnaufen und Ausatmen. Ja, man ist einfach mit sich selber

zufrieden und man hat einfach die Aufgabe gelöst und irgendwie ist das für mich nachher schon ein Gefühl, so du hast das Problem gelöst.

R: Was für einen Schwierigkeitsgrad kletterst du?

P: Ja, wenn es so mit Bohrhaken gesichert ist, so im achten Grad, das wir ungefähr so in dem Bereich gewesen sein. Also, im Klettergarten ein bisschen schwerer, aber im alpinen Gelände sicher so.

R: Wenn du dich noch einmal so zurück erinnerst, an diese Seillänge, du hast nur gesagt, dir ist nur der Gedanke gekommen, wenn du fliegst, was du dir da alles tust. Hm [...] wie und was hast du da wahrgenommen? Oder wie ist das,. was war da sonst noch? War da die Aufmerksamkeit auf sonst noch etwas gerichtet, außer auf diese eine [...]. Also, mir geht es einfach so darum, mit was du beim Klettern wahrnimmst. Kannst du dir vielleicht noch andere schwierige oder normale Kletterstelle heraussuchen? [...] Also, stell dir mal vor, du stehst herunten und dann siehst du das einmal und wie geht das dann weiter?

P: Also, die Wahrnehmung für mich erfolgt einmal sicherlich in erster Linie visuell. Der nächste Schritt ist nachher [...] also, man sieht nachher den Griff, da nehme ich ihn mit den Augen wahr, und dann greife ich ihn und erst dann stellt sich heraus, ob der Griff wirklich so gut ist, dass ich damit den Kletterzug machen kann. Und, ganz bis in das Detail hinein, geht es bis in die Fingerspitzen hinein, weil nur weil der Griff gut zum halten ist, heißt das nicht, dass er gut zum greifen ist, der kann dreckig sein usw. Also, die Wahrnehmung geht dann schon bis in die kleinsten Details hinein. Ja, und auf so auf die Vorstellung hin von einer schwierigen Seillänge [...] ja, nur so ist extremes Klettern möglich. In einer leichten Seillänge brauche ich nicht soviel nachdenken, da sind genügend Griffe und Tritte vorhanden, da steige ich einfach höher. Links sind die Griffe, rechts sind die Griffe, links sind die Tritte, rechts sind die Tritte. Bei schweren Situationen ist es einfach notwendig, dass ich das visuell erfassen kann, was erwartet mich da jetzt, über einen oder zwei Meter ist jetzt einmal kein guter Griff, wo ich mich halten kann. Dann ist es einmal notwendig, dass ich den Körper auf eine gewisse Weise bewege. Und dass sich diese Bewegung in einer gewissen Art und Weise auflöst, dass ich überhaupt den nächsten Griff erreichen kann. Und somit, das hängt einfach alles zusammen: Wahrnehmung, Bewegung, Vorstellung [...] den Ablauf visualisieren.

R: Was ist denn für dich ein Zug? Beim Klettern?

P: Wenn ich mit der rechten Hand einen Griff loslasse, und dass ich die rechte Hand dann wieder so platzieren kann auf einem Griff, dass ich mich daran wieder fortbewegen kann [...] dato linke Hand oder linker Fuß und das Ganze. [...] Mehrere Züge hintereinander, das sind einfach [...] Griff loslassen, neuen Griff halten und ziehen, vielleicht diesen Griff blockieren und mit der anderen Hand den gehaltenen Griff loslassen und auf den nächsten Griff hinaufgreifen. Das wären nachher mehrere Züge.

R: Und diese Faszination beim Extremklettern, weil so wie du gesagt hast, dieses Plaisir-Klettern ist im Prinzip etwas anderes. So mir geht es einfach echt um dieses Extremklettern. Warum begibst du dich trotzdem immer wieder in so etwas, weil das ist ja kein Einzelfall, dass du so eine Seillänge gegangen bist? Du hast gesagt das Gefühl der Freiheit, gibt es da sonst noch irgendetwas, wo du sagst, das tritt echt nur dann auf, wenn ich so etwas gegangen bin? Oder wenn ich so etwas gehe? Oder bevor ich so was gehe?

P: Also, da über das „Warum“ habe ich schon so oft nachgedacht, warum ich so etwas gehe, was treibt mich dazu [...] also, das ist jetzt echt so, dass ich sage, das weiß ich überhaupt nicht [...] vielleicht ist es so, beim extrem schweren Klettern ist es so, dass es meistens durch die Bohrhaken Sicherheit gibt. Bei hochalpinen Routen, sowie Matterhorn Nordwand denke ich mir oft, da ist man der Spielball der Natur, da ist es öfter da das „Warum“.

R: Ich will jetzt gar nicht, so das „Warum“, sondern hast du einfach irgendein Gefühl während der Tour oder vor der Tour oder nach der Tour, wo du sagst, ja das tritt nur da auf. Also, z.b. das was du vorher gesagt hast, das Gefühl, wenn du oben bist, das habe ich geschafft, das Problem habe ich gelöst.

P: Also, im Vorfeld steht einmal, da ist immer eine gewisse Nervosität da, wenn du so eine große Wand machen willst, ja, da bin ich nervös, das kann ich ganz offen sagen. Und da kommen die Überlegungen, was brauche ich alles oder habe ich alles, oder bin ich dem schon gewachsen oder ist das eine Selbstmordaktion, in die ich mich hinein verkopft habe. Ja, und mit jedem Schritt zur Wand hin baut man eine gewisse Nervosität auf, aber mit jedem Schritt hin baut man auch etwas anderes ab, irgendetwas geht weg. Wenn man „zuawi“ kommt, fällt irgendetwas weg und irgendetwas kommt dazu. Aber ich kann es nicht beschreiben, wie das ist. Zuerst sitzt man noch auf der Hütte und überlegt noch, wann man weggeht und [...] eigentlich auch noch beim Zustieg, wenn man unter der Wand steht und dann überlegt man sich schon, geht das schon hoffentlich gut und [...] aber, sobald man dann drinnen ist, dann sind eigentlich die Sorgen weg, oder die Nervosität, das ist weg. Da kommt man einfach, da steigert man sich viel zu sehr in das Klettern hinein. Da probiert man möglichst schnell zu sein, dass man da durchkommt. Und wenn man das geschafft hat am Gipfel, das habe ich eh schon beschrieben, das Gefühl des Aufatmens, das habe ich jetzt geschafft. Dann kommt die nächste Nervosität, weil oben, das heißt noch lange nicht, dass du auch wieder gesund herunten bist. Dann kommt auch immer, schon ein bisschen eine Angst vor dem Abstieg kommt hinzu. Ja, wenn man einmal unten ist, dann ist das schon so [...] Ich denke aber, dass [...] dass ein Grund schon die Selbstbestätigung ist, das gemacht zu haben. Aber ich könnte jetzt nicht definitiv ein Gefühl beschreiben. Freude und Glücksgefühl ist es einfach.

R: Und so jetzt hochalpine Touren, also ich meine in einem gewissen Schwierigkeitsgrad und diese Absicherungsabstände, treten einfach Gefahren auf, also von der Natur her, oder wie du sagst, dass man weit fallen kann. Wie ist das für dich? Wie gehst du damit um, oder wie stehst du diesen Gefahren gegenüber?

P: Also, vom Prinzip her sage ich einmal, dass ich ein Mensch bin, der Risiko vermeidet, ich probiere Risiko zu minimieren. Ich gehe nicht wirklich gern am Limit, wenn ich da eine auswähle, dann bin ich schon sehr bedacht drauf, dass ich damit nicht mich selber überfordere.

>Drehe das Licht aus, weil es zu grell ist. <

R: Also, du steigst in eine alpine Tour ein, und du weißt, dich kann ein Stein treffen, es kann das und das passieren.

P: Das sind dann die ganzen objektiven Gefahren, die habe ich im Kopf ausgeschalten, da habe ich eine ganz eigene Einstellung. Ich habe schon viele gute Freunde verloren beim Bergsteigen. Ich habe aber auch sicher genauso viele Leute verloren, die ich nicht so gut gekannt habe, die sind durch eine Krankheit oder bei einem Autounfall gestorben. Und, die Gefahren, die ich selber nicht beeinflussen kann, die schalte ich aus. Ich meine, bei Gefahrenstufe Fünf in eine vierzig Grad steilen Hang einzufahren im Winter, da habe ich es herausgefordert. Wenn ich aber in einer alpinen Klettertour einen Helm aufhabe und ich gehe in einem moderaten Schwierigkeitsgrad, sage ich jetzt einmal in einem sechsten Grad und ich tu da in vernünftigen Abständen Sicherungsmittel platzieren, dann glaube ich einfach, da habe ich das Risiko minimiert, ich habe alles gemacht, dass ich so einen gewissen Standard habe. Wenn mir jetzt aber ein Felsblock auf den Kopf fällt, dann sage ich, das war Schicksal. Das Risiko nehme ich aber nachher in Kauf, wenn ich mich im alpinen Gelände bewege. Ich sage, die Chancen, dass mir das passiert, die sind gleich groß, wie, dass mich einer,

wahrscheinlich sind sie kleiner, als dass mich einer beim Weg zum Klettern ein Auto zusammenfährt. Die Sachen probiere ich einfach auszuschalten.

R: Also, das ganze Klettern besteht Ja, nicht nur aus dem Kletterprozess. Also, die Leute um dich, das Leben. Das ganze Drumherum?

P: So in erster Linie gehe ich einfach ausschließlich mit Leuten klettern, die einfach persönlich kenne. Ich gehe so oft mit XY aufgrund meiner Führungstätigkeit. Also, in meiner Freizeit gehe ich einfach lieber mit Leuten klettern, die ich kenne, wo ich weiß, da muss ich nicht immer über das Bergsteigen reden, da kann man auch über Probleme reden, die man privat hat, man kann über Politik diskutieren, da ist mir das Umfeld dann schon wichtig. Und während der Kletterei nachher, ja da ist eh jeder meistens konzentriert, je nachdem in welchem Schwierigkeitsgrad man sich bewegt. Nein, hat für mich einen ganz anderen Stellen wert. Sagen wir, wenn ich den Klettertag beschreibe, das ist einfach von in der Früh bis am Abend, da muss einfach alles passen. Die Chemie sollte da schon stimmen. Kletterer sind schon ganz eigen.

R: Kann man das irgendwie beschreiben?

P: Man kann sie nicht alle über einen Kamm scheren. Ich kenne Kletterer, die sind eher introvertiert und ich kenne solche, die darauf bedacht sind, die eigene Leistung in den Vordergrund zu stellen. Vielleicht ist die Tendenz dahin gehen, dass die Leute je schwerer sie klettern, dass sie da ein bisschen eigen werden, vielleicht mehr in den Bereich der Introvertiertheit. Also, vielleicht kann man das, wenn man sie vergleicht mit den Snowboardern, da habe ich das Gefühl, je besser sie werden, umso cooler und lässiger werden sie. Ja, gehen sie halt nach Außen, in die Öffentlichkeit, müssen auffallen durch irgendwelche kranken Aktionen. Und da habe ich bei den Kletterern das Gefühl, dass das eher nicht so ist.

R: Wie ist das beim Klettern? Gehst du da mit einem Freund, in der Gruppe, oder gibt es das die Klettergruppe und jetzt treffen wir uns alle und trinken ein Bier?

P: Also, so jetzt in den letzten Jahren hat es sich heraus kristallisiert, dass ich meistens mit irgendwelchen Kollegen unterwegs bin, das heißt alpin. Wenn man dann nachher eine Tour gemacht hat, und gerade im Heimischen, da trifft man immer irgendwelche Kletterer, die kann man kennen, muss man aber auch nicht kennen, und wenn man dann auf der Hütte „z'samm hockt", ist das eigentlich schon irgendwie wie eine eingeschworene Familie, nachher. Man hat sich was zum erzählen, man hat ein gemeinsames Gesprächsthema, meistens übers Klettern, übers Bergsteigen, was hast du heute tolles gemacht und hin und her. Da ist einfach eine gelöste Atmosphäre, fast familiär. Ja, das macht mir schon irrsinnig Spaß, das ist sicherlich auch ein ganz ein kleiner Baustein, der mich immer wieder bewegt, „aufi z'steigen".

R: Gibt es bei den Kletterern eine Szene?

P: Ja, gibt es sicher. Vielleicht kann man es zusammenfassen. Die meisten guten Kletterer [...] fangen wir es anders an, in den letzten Jahren ist das Eisklettern ganz stark gekommen und die Leute, da kommen ja auch die meisten aus dem Sportklettern heraus. Die Szene hat echt in den letzten drei, vier Jahren Furore gemacht. Die Eiskletterpartys im Pitztal drinnen, die sind bis nach Russland und Amerika legendäre Partys. Die Wettkämpfe, Weltcup im Eisklettern [...] hat mittlerweile Europa verlassen, da geht es schon immer Vollgas zu. Da kann man sicher von Szene reden.

R: Und bei den Felskletterern?

P: Da kenne ich es in dem Grad nicht. Vielleicht hängt es einfach damit zusammen, dass die Veranstaltungen, die ich besucht habe, dass es da einfach zu keinen gleichen Feten gekommen ist, oder es ist durch die Medien einfach nicht so publik gemacht worden, wie die letzten „Festeln" von den Eiskletterern. Es gibt eine Szene, ganz sicher, aber das ist so ein elitärer Kreis. Was ich halt so kennen gelernt habe. Bei den After-Contest-Partys, die ich mit gemacht habe, da sind einfach immer die gleichen Leute.

R: Du hast gesagt, dieses Wettkampfklettern, Hallenklettern, dieses reine Sportklettern. Gibt es da für dich einen Unterschied zu dem, was du betreibst? Auch noch einmal dieser Unterschied vom Felsklettern zum Hallenklettern?

P: Also, das ist für mich ein riesengroßer Unterschied. Hallenklettern kann mich nie so begeistern wie Felsklettern. Beim Hallenklettern fehlt die Natur. Die Natur gehört auch dazu. Die Natur, das ist vielleicht bisher noch zu wenig herausgekommen. Das ist für mich ein wesentlicher Bestandteil, auf das könnten wir vielleicht später noch einmal zurückkommen. Hallenklettern, das ist für mich Training, so wie, wenn einer Hanteln stemmt oder sich aufs Rad setzt. Da gehe ich hin, weil ich einfach mein Kletterniveau über den Winter erhöhen will, oder so [...] oder einfach halten will. Aus dem Grund gehe ich in die Halle. Oder vielleicht auch, weil in der Halle einfach eine kleine Szene ist. Da treffe ich Leute, erfahre etwas über neue Routen, kann auch sein. Ein gesellschaftlicher Grund vielleicht. Vom Klettern selber unterscheidet sich die Halle wesentlich: in der Halle habe ich einfach eine vorgegebene Route, roter Griff, roter Griff, roter Griff. Da muss ich mir einfach, da muss ich einfach die Griffe anschauen und wie, das ist die Bewegungsvisualisierung, was ich zuerst gesagt habe, wie muss ich meinen Körper bewegen, um den Griff zu erreichen. Das ist der Unterschied zum Felsklettern. Beim Felsklettern muss ich schon auch schauen, wo greife ich jetzt hin. Aber wenn nicht jeder Griff mit Magnesium angefärbt ist, dann sehe ich den oft gar nicht. Da ist es dann oft so, dass ich nicht einen Griff, sondern drei, vier Griffe probieren muss, ob das der Griff ist, mit dem ich den Zug machen kann. Da ist schon ein beträchtlicher Unterschied. Und bei der Halle, sage ich jetzt einmal, kann 99 Prozent Sicherheit gewährt werden, also wenn nicht gerade unten ein Schlamperer steht der sichert, dann wird mir in der Halle nicht viel passieren. Das war wirklich ganz ein unglücklicher Zufall, dass ich mir z.b. die Bänder reiß oder den Haxen breche.

R: So, kommen wir zu dem „Natur“ zurück. Was ist für dich alles Natur beim Klettern?

P: Das fängt damit an, das ist mir heuer im Herbst aufgefallen, wo ich privat unterwegs war. Es hat so eine Zeit gegeben, da habe ich eigentlich die Touren gemieden, wo ich einen weiten Zustieg gehabt habe. Mittlerweile, das habe ich heuer einmal für mich selber ausgesprochen, das war ganz wichtig, ich bin regelrecht froh, dass man zwei Stunden zum Einstieg hinauf geht, weil einfach soviel Last, die du im Alltag sonst mit dir herumschleppst – Uni, finanzielle Sachen, Familiäres, Liebesleben – du kannst einfach so viele Sachen... >Seite 1 zu Ende<
Ja, es ist einfach, wenn man zwei Stunden dahin geht zum Einstieg, die erste Stunde denkt man vielleicht über solche Alltagsprobleme nach, dann fällt wieder eins weg, ein Problem und der Kopf ist wieder frei für etwas neues. Im Unterbewusstsein fasst man dann vielleicht wieder Natur auf. Natur ist für mich alles, was ich sehe, höre, rieche, spüre, auf dem Weg dorthin. So würde ich als Natur bezeichnen.

R: Du beschreibst jetzt Natur eigentlich in dem Prozess zum Hinsteigen...

P: Ja.

R: ... und während dem Klettern? Oder...

P: Während dem Klettern, wenn ich am Standplatz stehe und konzentriert bin aufs Sichern, wie ich meinen Partner sichere, da bleibt Zeit für Natur. Wenn ich jetzt selber klettere in wirklich schweren Touren, habe ich für Natur keine Zeit. Das ist vielleicht ein Blitz, wenn man [...] ganz besondere Griffformationen, wenn man ein Fingerloch in einer ganz glatten Wand drinnen hat, fragt man sich, was hat die Natur da wieder gemacht, wie geht das. Oder eine Säule greift z.b. Aber das ich jetzt nachher noch Umwelt wahrnehme? Da habe ich keine Zeit, dass ich mich umdrehe und schaue, was [...] oder fliegt ein Vogel ober mir, oder ist das jetzt eine Dohle, die neben mir schreit. Bei wirklich schwerem Klettern ist die Zeit dafür nicht da und auch die Gedanken muss ich für etwas anderes hernehmen. Wenn es leichter wird, in den unteren

Schwierigkeitsgraden, oder in den mittleren, muss ich sagen, da habe ich sehr wohl Zeit Natur aufzufassen und das fällt dann wieder in das Plaisir-Klettern. Wenn ich während dem Klettern Zeit habe, mir noch Gedanken zu machen über die Schönheit des Waldes, den ich unter mir sehe oder über Felsformationen, das rundet das noch ein bisschen ab, aber auf eine andere Art und Weise.

R: Also, irgendwie dieses Standplatz-Erlebnis, hängt das irgendwie damit zusammen oder ist das etwas anderes?

P: Am Standplatz ist es meistens so, entweder du bist gerade eine schwere Seillänge geklettert, dann hast vielleicht das Gefühl, dann bist gelöst, dann hast du bist du was schweres geklettert, so wie wenn man wieder im Tal unten ist, oder du hast ein nervöses Gefühl, weil die nächste Seillänge voll schwer ist und das der Hammer wird. Entweder du hast Zeit, dir über viele Sachen Gedanken zu machen und da ist dann die Möglichkeit da, dass du Natur aufnimmst. Oder du bist eh schon so nervös oder gedanklich auf die nächsten Meter konzentriert, dass du eher wenig Zeit hast für das.

R: Ja, genau zu diesem Freiheitsgefühl, diese Freiheit spüren. Kannst du irgendwie das eingrenzen, wann das beim Klettern auftritt? Oder wann du das Gefühl hast, ich bin frei?

P: Eher ist das bei solchen Momenten, wo ich nicht ganz an mein Limit gegangen bin. So, wo es gerade noch möglich war, so die Aufgabe habe ich gut lösen können, aber ich bin nie in dem Bereich hinein gekommen, wo ich wirklich Angst habe. Da ist das Gefühl der Freiheit für mich am ehesten da. Einfach das, das war jetzt echt lässig, da habe ich mich nicht fürchten müssen, heute stehe ich über allem. Wenn ich mich die Seillänge jetzt am letzten Hemd hinauf gezittert habe, da ist oben, da ist nachher eher, das geht dann mehr in die Selbstbestätigung hinein, das habe ich jetzt gelöst, das Problem, aber das kommt nicht zu dem Gefühl hin, was ich zuerst gesagt habe. Da passt die Chemie im Körper vielleicht nicht. Nach einer schweren Seillänge ist der Endorphin-Ausschub wahrscheinlich so hoch, dass kein Platz für andere Gefühle ist. Ich glaube, wenn noch Zeit bleibt für andere Überlegungen, dann ist das Gefühl der Freiheit am größten.

R: Obwohl wir das irgendwie schon besprochen haben, es geht ja beim Klettern auch irgendwie immer um das Thema der Selbstgefährdung. Ist das für dich noch einmal etwas anderes als das, was du zuerst gesagt hast, das kann dir beim Autofahren auch passieren, oder.?

P: Das ist auch, das kann ich manchmal bei mir beobachten, wenn mich der Schwierigkeitsgrad unterfordert, oder wenn ich eine Tour schon wirklich oft geklettert bin, oder gut kenne, dann kommt es oft einmal vor, dass ich keine Sicherungen einhänge. Ich weiß nicht, aus welchem Grund ich das mache, aber es ist ein ganz ein eigenes Gefühl, wenn ich die Seillänge geklettert bin und ich weiß, ich habe keine Zwischensicherung eingehängt. Aber ich weiß genau, ein Sturz im oberen Bereich in der Seillänge hast nachher 35/40 Meter „Brezen“. Ich weiß nicht, was in mir da vor geht, ich kann es nicht beschreiben. Ich weiß nur, wenn ich zum Haken komme, nein, denn klinke ich nicht und den nächsten klinke ich auch nicht und den auch nicht. Und dann stehst du einen Haken vor dem Standplatz und dann denkst du dir, nein, den klinke ich auch nicht und dann bin ich es durchgeklettert ohne das ich was eingehängt habe. Und oben am Standplatz, dann schaue ich so zurück und dann denke ich mir oft, ha lässig und in der gleichen Sekunde, was soll es, was tust du jetzt da, bringt es das jetzt wirklich? Das passiert mir immer wieder, aber das ist nicht unbedingt ein gutes Gefühl. Also ich tu es sicher nicht aus dem Grund, weil ich mich selber in Gefahr bringen will, das glaube ich nicht. Entweder, will ich es nicht wahrhaben, aber „Selbstgefährdung“, das glaube ich nicht.

R: Also, bringst du dich jetzt in Gefahr beim Keltern?

P: Ja, sicher. Und wenn wer sagt, er bringt sich nicht in Gefahr beim Klettern, der ist blind. Aber [...] ein gewisses Risiko ist jeder bereit für sich einzugehen.
R: Hat sich irgendwann in deinem Leben durch das Klettern irgendetwas verändert?
P: Durch mein eigenes Klettern?
R: Muss nicht dein Klettern sein, einfach durchs Klettern.
P: Ich habe sechs Jahre lang im Bauwesen gearbeitet als Bauleiter und wollte das eigentlich zwei Jahre lang aufgeben, und habe das immer wieder aufgeschoben bis eines Tages ein ganz ein guter Freund von mir beim Klettern ums Leben gekommen ist. Und in dem Monat habe ich nachher gekündigt, weil ich mir gedacht habe, das Leben ist zu kurz, dass man alles auf die lange Bank schiebt, was man macht. Und da muss ich jetzt, zwei Jahre später, schon sagen, dass das „Klettern" mein Leben in gewisser Weise verändert hat. Oder zumindest ist es so, dass Klettern oder Bergsteigen mein Leben beeinflusst in ganz großen Schritten. Mein persönliches Klettern? In gewisser Weise habe ich es schon gesagt, wenn man eine schwere Tour geklettert ist, mich puscht das. Das ist einfach ein gutes Feeling. Mir gibt das einfach viel. Vielleicht könnte ich das Gefühl genauso haben, wenn ich wandern gehe oder „radlfahren"...
R: Fällt dir jetzt noch irgendetwas ein zum Klettern, wo du dir denkst, das würde ich jetzt einfach total gern los werden, und das verbinde ich damit?
P: Ganz wichtig die Kameradschaftlichkeit, die Freundschaft. Da spielt alles zusammen Natur, Erfahrung, das Bergerlebnis, wenn man das so sagen kann, das Problem, das ominöse Gefühl der Freiheit. Wenn das alles zusammen spielt, das macht für mich das Klettern aus.

INTERVIEW IV

Interviewpartner:

W. ist 32 Jahre alt und seit ca. zehn Jahren hauptberuflicher Bergführer. Als „Hobby" studiert er nebenbei Alpinistik an der Universität Innsbruck und schreibt Artikel für das Magazin „Berg&Steigen" des ÖAV. W. hat mit dem Klettern vor über 20 Jahren begonnen. Er klettert hauptsächlich alpine Touren.

Rahmenbedingungen:

Das Interview wurde am Vormittag des 31.Oktober 2001 im Hofgarten in Innsbruck mit Hilfe eines Tonbandgerätes aufgezeichnet. Die Dauer des Interviews betrug ca. dreißig Minuten.

Gesprächsverlauf:

Da der Versuch am Vortag, ein Interview zu führen, fehl schlug, trafen sich W. und ich im Hofgarten in Innsbruck. Das Interview wurde einmal unterbrochen, da W. ein Handygespräch empfing.

R: Ich würde noch einmal gern da anfangen, wie du zum Klettern gekommen bist.
W: Mittlerweile vor über zwanzig Jahren ist das so gewesen, dass wir in der Alpenvereinsjugend angefangen haben in die Berge zu gehen, ziemlich am Anfang [...] in einem Bereich, der so im vierten Schwierigkeitsgrad gelegen ist, und mit

Klettersteigen. Auch mit meinem Vater bin ich relativ früh in die Berge gegangen, aber nicht zum Klettern.

R: Und in welchen Bereich bist du jetzt so unterwegs, so von der Schwierigkeit,...

W: Ja, im alpinen Bereich, ja da ist so der siebte Grad meine Heimat und das kann ab und zu ein bisschen schwerer auch sein, da kann schon einmal einen Achter drinnen sein, so 6c das geht schon, aber sonst bin ich eigentlich, wenn ich so denke, was ich in letzter Zeit so gegangen bin, dann sind es so Sechser, siebener Touren im Alpinen. Beim Sportklettern um einen Grad schwieriger. Mein Schwerpunkt liegt so im alpinen Bereich, obwohl die Unterscheidung zum Sportklettern heut zu Tage äußerst schwierig ist, weil wenn eine Route, die alpinen Sportkletterrouten, was sind die? Macht es die Umgebung aus, oder machen es die Absicherungen aus? Weil ist das dann? Aber auf jeden Fall von der Umgebung her alpin und auch von der Absicherung, immer weniger oft, kommt mir zwar vor.

R: Wenn du jetzt so ans Klettern denkst, und du machst das schon lange und immer wieder, was ist für dich so die Faszination, was macht es für dich aus?

W: So beim Klettern ist es jetzt qualitativ nicht viel anders, so von mir jetzt gesehen, als bei anderen Sportarten, die sich am Berg abspielen. Das heißt, für mich ist vor allem, das Gefühl eingebunden zu sein in der Natur oder ein Teil der Natur zu sein, so draußen sein und auch die Elemente zu spüren, das ist schön. Dazu kommt auch noch die Körpererfahrung an und für sich, dass es schön ist, sich zu verausgaben. Das ist eigentlich die Faszination. Beim Klettern hat das einfach eine andere Faszination als vergleichsweise beim Schitourengehen oder beim egal...

R: Kannst du das irgendwie in Abgrenzung zu anderen Sportarten näher beschreiben, was jetzt genau, also [...] was kommt z.b. beim Klettern vor, was du beim Schitourengehen nicht hast?

W: Es ist vor allem einmal die Dimension des Vertikalen. Das habe ich beim Schitourengehen nicht. Ich kann beim Schitourengehen sehr steil fahren, aber vertikal oder überhängend sich fortbewegen, das ist eigentlich in keiner anderen Sportart möglich. Nirgends anders hat man so, so zu sagen, mit der Schwerkraft zu tun, wie beim Klettern! Nirgends anders hat man so die Konsequenzen zu tragen, wenn die Schwerkraft stärker ist als die eigenen Muskelkräfte, und das ist eigentlich das, was den besonderen Reiz ausmacht. Beim Laufen, auch Berglaufen aber auch so, da hat man das einfach nicht. Da bewegt man sich immer mehr oder weniger in der Ebene, zweidimensional, Länge und Breite. Beim Klettern, da bin ich natürlich auch nur zweidimensional unterwegs, erschließen wir mehr oder weniger die Vertikale, und das ist ein besonderer Reiz bei dem.

R: Wenn du jetzt an irgendein Erlebnis denkst, wo du dich in einer schweren Seillänge befunden hast, oder in einer schweren Stelle, kannst du so ein Erlebnis beschreiben?

W: Unmittelbar beim Klettern selber, das zeichnet ja auch irgendwie das Klettern aus, dass es eine Tätigkeit ist, die so Ausschließlichkeitscharakter hat, das heißt, wenn man klettert und wenn man schwierig klettert, wenn man an der eigenen Leistungsgrenze klettert, das muss ja nicht schwierig sein, das ist ja relativ, hat nichts anderes Platz als nur Klettern, als nur die Fortbewegung an und für sich. Und [...] man denkt, oder ich denke zumindest, an keine anderen Sachen. Gleichzeitig ist es aber dann aber auch so, dass ich keine besonderen Erlebnisse oder Gefühle habe, das kommt erst hinterher. Sondern da will ich das Klettern und da geht es einfach nur darum eine Möglichkeit zu finden, die Kletterstelle zu überwinden und einfach verschiedene Szenarien im Kopf durchspielen, nehme ich den Griff so, nehme ich ihn so, steige ich dahin, steige ich dorthin, einfach die Augen aufzumachen, gut zu schauen, und ich tu da nichts fühlen, ich tu da nur handeln eigentlich. Da kommt kein [...] da habe ich keine Emotion dabei oder so. Wenn es sehr schwierig ist, ist oft einmal, kommt im Hinterkopf so herauf,

was passiert, wenn ich herunterfalle, was ist wenn ich mich nicht halte. Aber das ist eh schon [...] dann ist man eh schon wieder beim Zurücksteigen. Wenn man sich das einmal überlegen anfängt. Also, an und für sich passiert da nichts und dann ist, je, nachdem wie schwer es ist, wenn es sehr schwer ist, nachher noch einmal ein Kampf, der ist auch ausschließlich auf das gerichtet, nur nicht auslassen, und die nächsten Griffe zu erreichen, da passiert auch überhaupt nichts, da ist keine Emotion in mir. Erste hinterher, wenn man es dann geschafft hat, wenn die Spannung mal wieder abfällt, dann spürt man so ein Erleichterungsgefühl, aber [...] oder aber auch eine Befriedigung, so ich habe es geschafft, super ich habe es geschafft.

R: Ist das eigentlich diese Erleichterung, diese Befriedigung auch das, was das Klettern für dich ausmacht? Oder,...?

W: Das ein bestimmter Selbstwert daraus gezogen wird aus so Leistungen, das ist ganz bestimmt so. Aber das ist mir gerade nicht sonderlich wichtig. So das ich sage, dass, ich kann mich immer wieder aufbauen an den großen eigenen Leistungen, erstens sind sie ja nicht so groß und zweitens, das ist mir „wurscht“. Das ist ganz nett, das ist ein nettes Gefühl dazu, aber nicht wirklich, dass ich jetzt sage, ich brauche genau den Moment dazu so kurz vor dem runterfallen, dann bin ich befriedigt.

R: Wenn du dir jetzt irgendwie so vorstellst, du stehst unter dem Einstieg, also du gehst halt weg in der Wand, wie lauft so der Prozess des Kletterns ab?

W: Rein technisch gesehen ist es halt so, dass man sich vor dem Weggehen noch einmal versichert, ob die Sicherung passt, ob der Partner das auch richtig eingehängt hat. Man wirft sich noch einmal einen Blick zu oder verständigt sich noch einmal kurz über das. Kontrolliert vielleicht auch schnell, ob man alles dabei hat, was man halt so braucht. Und dann ist es immer unterschiedlich. Wenn es jetzt so Routen sind, die so Sportklettercharakter haben, auch in der alpinen Umgebung, dann wird einfach ein Haken nach dem anderen gesucht, wird relativ viel so ausgeblendet, weil man ja den Weg vorgegeben hat. Wenn es jetzt aber beispielsweise alpine Routen sind, wo nichts steckt, da ist vor allem einmal Schauen angesagt, dass man den richtigen Weg findet, die richtige Linienführung da auch hat. Ja, dann schaut man einfach die vermeintlich feste Linie am einfachsten umsetzt. Also, man geht da den einfachsten Weg bzw. den viel versprochensten Weg, also es ist oft einfacher durch Schotterrinnen zu krabbeln, aber das ist nicht atemberaubend schön. Man sucht einfach das einfachste Schönste. Dann geht es dahin. Und wenn man den nächsten Haken findet, dann ist das immer eine große Befriedigung und man kann einhängen. Oder wenn man die nächste Sicherung legen kann, dann ist das auch immer toll. Dann weiß man halt, dass man was getan hat, im Falle des Falles sein Leben da zu verlängern. Ja, dann geht es so dahin und dann strebt man aufwärts bis das Seil aus ist. Und da fällt auch immer etwas ab. Man ist auch immer wieder froh, wenn man eine Seillänge, wenn es schwierig war, geführt hat, dann weiß man auch, da hat man in der nächsten Zeit wieder ein bisschen eine Ruhe. Die nächste Seillänge kann man hinten nach steigen. Das ist auch ein gutes Gefühl, wenn es sehr schwer ist. Es ist nicht so, dass man immer nur vorsteigen will, es gibt auch Routen, wo man froh ist, dass man nachsteigen kann.

R: Du hast auch zuerst irgendwie gesagt, dass das Klettern seine Faszination hat im Draußen-sein, im In-der-Natur-Sein. Kannst du das irgendwie...?

W: Ja, klar. Unser ganzes alltägliches Dasein hat sich ja schon recht von der Natur entfremdet. Wir wohnen in Häusern, haben es immer warm, haben den ganzen Tag Licht. Ich will nicht sagen, dass wir gänzlich frei sind von jeglichen Natureinflüssen. Aber trotzdem haben wir es geschafft, in einer geradezu lebensfeindlicher Umgebung anzusiedeln. Und da findet eine gewisse Entfremdung statt. Man kann überall mit dem Auto fahren. Es ist nicht mehr so, dass ich überall die Natur erleben kann im alltäglichen Leben. Und eben gerade beim Bergsteigen allgemein, und beim Klettern

insbesondere, da hat man natürlich schon noch mehr an Natur zu ertragen mit allen Vor- und Nachteilen. Mehr Sonne und mehr Wind, mehr Regen und Kälte, aber auch mehr Wärme, und an Gelände und an Aussicht [...] das ist auch ganz bestimmt ein Grund, warum ich auf die Berge steige, auch gerade die Aussicht. Wenn man immer nur herunten wäre, in der Stadt wäre, da würde einem schon ganz was Großes fehlen, nämlich einfach der Blick in die Unendlichkeit, bis zum Horizont.

R: Was verbindest einerseits mit Klettern und Unsicherheit und andererseits mit Klettern und Gefahren? Gefahren bestehen ja eigentlich ganz offensichtlich beim Klettern. Wie gehst du damit um?

W: Ja, man versucht die Gefahren, die zweifellos bestehen, zu [...] indem dass man Strategien anwendet. Auch die Fertigkeiten und das Wissen, das man sich vielleicht angeeignet hat über die Jahre, so einzusetzen, dass einem nichts passiert. Ausschließen kann man es natürlich nicht, das ist ein gewisser Reiz dahinter, dass man eine Tätigkeit betreibt, die nicht bis in das Letzte abgesichert ist. Ja, aber trotzdem man macht das so, dass man das alles, was man kann, dafür einsetzt, dass einem nichts passiert, dass man möglichst sicher ist, nur wenn es auf der sicheren Seite ist, dann ist es ein schönes Gefühl. Denn, wenn man wirklich ums Überleben kämpft, dann ist es kein schönes Gefühl mehr. Und das strebe ich zumindest nicht an. Nicht wie die, die beispielsweise Guido Lammer anhängen und sagen, ja toll, heut haben wir wieder vom Kelch des Todes genippt. Das ist nicht schön, wenn man um sein Leben kämpfen muss.

R: Hat für dich das Klettern irgendetwas in deinem Leben verändert?

W: Das kann ich natürlich nicht so sagen, weil das ist eine hypothetische Frage für mich. Weil es natürlich ein Teil meines Lebens gewesen ist und einfach ich auch als Bergführer Monate lang in den Bergen bin, wenn ich das so zusammen rechne, waren das so 25-30 Wochen in den Bergen gewesen bin, dann prägt einen das total, egal ob das jetzt Klettern war, oder ob man jetzt im Winter draußen ist. Ich kann das nicht beurteilen, aber garantiert ist das so, dass einfach das eigene Handeln, das eigene Leben, die Tätigkeiten die man macht, sich auf die Einstellungen niederschlägt. Aber ich kann es nicht sagen, weil ich keine andere Möglichkeit habe.

R: So, das mit den „Einstellungen niederschlagen“. Welche Einstellungen haben sich auf das Leben nieder geschlagen oder manifestiert?

W: Einerseits sicher das, dass es in bestimmten Bereichen keine Kompromisse geben darf oder geben kann. Es gibt einfach Entscheidungen, die unumstößlich sind, oder man bezahlt mit einem hohen Preis. Es gibt schon so etwas wie endgültige Werte, also, das ist mir bewusst. Mir ist auch bewusst, dass man im Grunde genommen als Mensch nicht sehr wahnsinnig viel, oder sehr wahnsinnig viel aushalten kann. Es braucht nur einmal recht kalt sein, oder man braucht nur einmal recht weit oben sein, dann sieht man, wie zerbrechlich man eigentlich selber ist. So Sachen, so Einsichten, die sind schon da.

>Walters Handy läutet und nach dem Gespräch wird das Interview fortgesetzt.<

R: So in dem Lebensbereich, so was man mitnimmt beim Klettern.

W: So, ich muss immer unterscheiden, weil ich bin auch viel auf Expeditionen und für mich unterscheidet sich da nicht soviel. Ich kann nicht sagen, das Klettern ist da eine ganz vollkommen andere Sache, das hat für mich ganz viele Ähnlichkeiten. Und, was da dann noch dazu kommt, im Klettern selber, man kommt viel herum, man lernt viele Leute kennen und das ist auch relativ interessant. Das bestimmt einen auch. Das man eine Perspektive dafür kriegt, dass es nicht nur einen selber gibt, sondern auch andere Menschen. Gerade, auch wenn man mit anderen Seilschaften in einer Route zusammenkommt, das ist interessant. Wenn man andere Leute auch in ihrer Angst, wenn sie eine schwierige Tour zu klettern haben, und dann noch die Angst, jetzt kommt eine andere Seilschaft dazu, das ist oft so „hetzig“. So Sachen, die lernt man

schon. Und sonst sie Zerbrechlichkeit, dass man nicht unsterblich ist, dass habe ich gelernt.

R: So, wenn du so sagst, Leute kennen lernen, Leute treffen, gibt es für dich so irgendwie die Szene „Kletterer?“

W: Die Kletterszene. Ja, gibt es schon. Aber die ist ganz inhomogen. Die ist nicht ein so ein Menschenschlag, sondern die setzt sich aus ganz vielen bunten Gestalten zusammen und die ist dann wie so eine Patchwork-Decke. Aber es gibt sie schon. Trotz aller Unterschiede haben sie trotzdem irgendwelche Gemeinsamkeiten, die ich kenne. Es gibt sie schon, gerade auf [...] es ist ja heute nicht mehr so modern, dass man auf den Hütten ist, aber ich bin ja trotzdem viel auf den Hütten herum, und vor allem mit unseren Klettergästen auch [...] vor allem in der Schweiz auch, Bergell oder so, das sind schon eigenen Leute. Eine informelle Szene vielleicht, ganz ohne Zeichen. Man kennt sie nach Außen hin nicht wirklich. Da würde man sich täuschen. Das ist eher so eine innere Einstellung, wie einfach die Liebe zum Sport, zur Bewegung, oder einfach auch die Liebe zur Natur, oder beides.

R: Wo trifft man sie dann? Auf Hütten?

W: Auf Hütten, beim Zustieg, beim Abstieg, auf der Alm danach, beim Bier danach, die eigenen Freunde, mit denen man schon gegangen ist, trifft man natürlich immer wieder um nicht zu klettern. Die trifft man natürlich auch einfach so, weil man sich auch einfach verabredet.

R: Gehst du in Gruppen klettern, in Kleingruppen?

W: Abgesehen vom Führen gehe ich immer mit einem Partner, der aber nicht immer der gleich sein muss. Da geht man einfach mit einem oder mit zwei anderen, ja auch zu dritt. Aber nicht in Gruppen, nein.

R: So die Kletterentwicklung in den letzten Jahren. ?

W: Ja, ist cool.

R: Ist cool?

W: Ja, ist lässig, sagen wir so, es gibt so viele Spielarten, es ist jetzt schon mehr als zwanzig Jahre, ich weiß, wie das Sportklettern aufgekommen ist, wie wir 84, ich und ein Freund, am Gardasee hinunter gefahren sind. Ich glaube 84, da war der erste Rockmaster. Und da ist das alles aufgekommen. Da ist das Klettern so aufgekommen. So 77 im Kaiser mit den Pumprissen, das habe ich mitbekommen, so aha neue Routen im siebten Grad ohne Haken abgesichert, nur mit mobilen Sicherungsgeräten. Und Ende der Achtziger sind wir die auch begangen und das war damals ganz was tolles. Und so in den letzten Jahren die kontinuierliche Steigerung der Schwierigkeit. Und noch dazu gekommen ist das Hallenklettern, also als weitere Spielform, was ja auch ein toller Sport ist, ich selber mag das nur nicht. Aber ich finde, das ist eine tolle Sache. Es gibt auch jetzt eine größere Methodenvielfalt jetzt auch beim Klettern selber, ich kann alpin gehen, man kann Sportkletterrouten gehen, man kann nur Sportklettern, also so Einseillängen-Touren machen, in der Halle klettern.

R: Findest du, dass das ein Massensport geworden ist?

W: Ich weiß nicht, ich bin höchst wahrscheinlich zu wenig in der Szene unterwegs. Mir kommt einfach vor, so viele tun es eh nicht. Oder ich kenne einfach zu wenig. Das höre ich immer so, dass so viele klettern. Aber wenn ich dann so in den Alpenvereinsklettergarten hinaus schau, jetzt eben am Beispiel von Innsbruck, sind schon viel Leute draußen, aber. Gerade wenn ich dran denke, wie ich angefangen habe, da war schon viel mehr los, gerade in den alpinen Routen. Ich weiß in der Fleischwand, in der steinernen Rinne, ich rede jetzt so, als wie wenn ich hundert Jahre alt wäre, aber das ist gar nicht so lange her, so vor 15 Jahren oder so, wie wir gegangen sind, da sind

fünf, sechs Seilschaften in einer Wand gehängt. Das hat sich jetzt mehr oder weniger beruhigt. Obwohl in den letzten zwei Jahren ist es wieder ein bisschen mehr geworden. sind die Routen wieder gut besucht, auch weil sie teilweise gut saniert sind. Nein, aber ich finde jetzt nicht, dass weiß Gott wie viel klettern. Und ich muss jetzt schon sagen, ich als klassischer Alpinist, sehe jetzt, nur weil einer in die Halle geht, da ist er jetzt für mich noch nicht der Kletterer. Das ist eher dann ein Sport, den ich sehr schätze, aber jetzt nicht der jemand, der sich als Kletterer im eigentlichen Sinne so nennen darf. Der darf sich natürlich so nennen, aber das verstehe ich nicht. Wenn bei mir einer Kletterer sein will, dann muss er mindestens den natürlichen Fels schon einmal angegriffen haben.

R: Gibt es so für dich noch irgendetwas, was dir noch zum Klettern einfällt?

W: Das ist [...] ich glaube, Klettern ist oft einmal überbewertet. Die ganzen Abläufe, vom ganzen Hintergrund her, das ist nicht immer das große Spiel des Lebens klein und konzentriert. Es geht nicht immer um Leben und Tod, es geht nicht immer um einen besonderen Ausdruck... >Seite eins zu Ende.<

R: So kannst du noch einmal so das „Überbewertet“ vom Klettern...?

W: Überbewertet ist es vor allem in jüngster Zeit, ich sage jetzt einmal von verschiedenen Wissenschaften als exemplarisches Beispiel besonderen Ausdrucks des Lebens. Ich sage, Klettern ist einfach eine Beschäftigung, es geht, wie gesagt, nicht immer um Leben und Tod, es ist kein besonderer Ausdruck, es will nicht sagen, es ist kein Hilfeschrei, es ist einfach eine schöne Freizeitbeschäftigung. Man darf das alles nicht überbewerten, auch das ganze Handeln am Berg, natürlich die Konsequenzen, wenn ich einen Fehler mache [...] bietet sich das Klettern gut an, irgendwelche Muster herauszuarbeiten. Das ist mir einfach ganz wichtig. Das ist einfach eine Tätigkeit. Und nicht jeder Kletterer überlegt sich jetzt die Konsequenzen, was drücke ich jetzt damit aus, und [...] und was vermittle ich jetzt meiner Umgebung, wenn ich jetzt dies und jenes tu. Es ist auch viel, oft nur so ein Ausdruck von einfach Leben, oder des eigenen Lebens. Einfach so ein Ausdruck, dass man da ist, dass man sich bewegt, dass man Anteil hat an der Umwelt, oder dass man sogar ein Teil wird, dass man sich rückschreiben kann, oder dass man sich eingebunden fühlt. Ohne dass man jetzt großartige Botschaften loslasst. [...] Und Klettern ist erst vorbei, wenn man wieder herunten ist. Das ist auch noch wichtig.

INTERVIEW V

Interviewpartnerin:

K. ist 24 Jahre alt, kommt aus Abtenau in Salzburg und studiert seit sechs Jahren Medizin in Innsbruck. K. ist vor einigen Jahren über einen Freund zum Klettern gekommen und hat vier Jahre lang viele Begehungen in schweren alpinen Touren gemacht. Nach einjähriger Pause hat sie nun wieder zu Klettern begonnen.

Rahmenbedingungen:

Das Interview wurde am 07.11.2001 zu Mittag in der Wohnung von Katrin in Innsbruck geführt und dauerte ca. dreißig Minuten.

Gesprächsverlauf:

K. kannte ich bis zum Zeitpunkt des Interviews nicht. Bevor das Interview begann, stellt ich mich kurz vor und erklärte ihr das Thema meiner Diplomarbeit.

R: Und wie bist du zum Klettern gekommen?
K: Zum Klettern direkt vor sechs Jahren eben durch einen Freund. Und Bergsteigen habe ich schon gern zu Hause mit meiner Familie auch gemacht.
R: Also, bist du übers Bergsteigen zum Klettern...?
K: Also, mich hat das schon immer, ich wollte es immer schon einmal tun, weil mir Klettern... Ich bin aber nie dazu gekommen, weil ich zu Hause niemanden so gekannt habe und da in Innsbruck bin ich halt genau in die richtigen Kreise gekommen.
R: Und in welchen Bereich bist du so unterwegs, Alpin- oder Sport[klettern]?
K: Ich habe angefangen mit Sportklettern, bin aber dann eigentlich alpin auch schon einiges gegangen, aber eben nur im Nachstieg alpin. Und, da bin ich immer mit guten Leuten gegangen und da bin ich bis so in den siebten Grad alpin nachgestiegen. Aber nur nachgestiegen, also von den alpinen Sicherungstechniken kann ich selber nicht so viel, also nur Stand bauen. Und im Sportkletterbereich so Sechser, jetzt bin ich gerade bei sechs plus im Vorstieg.
R: Was gehört so für dich alles dazu zum Klettern, oder warum tust du es so gern?
K: Also, ich tu es, weil Klettern ist für mich einfach Fels. Fels und Klettern gehört für mich zusammen. Hallengehen ist für mich nur die Notmaßnahme im Winter. Was für mich zum Klettern...? Ja, der Fels, dass man immer [...] ja, es ist schon immer ein bisschen ein Nervenkitzel dabei und ein bisschen eine Angst, wo man drüber muss. Und das gute Gefühl, wenn man es schafft. Ich finde einfach das generelle Gefühl, was mir auch so taugt, da ist der Sport so schön: da ist Bewegung, da ist Gleichgewicht und für mich ist das halt eine ganz schöne und elegante Sportart, das taugt mir irgendwie. Wenn ich denke, dass ist nicht nur ein Kraftsport, sondern kann man auch noch viel so machen und [...] Klettern eben im Alpinen, ja eben im Alpinen, ja, Bergsteigen, da gehört die Natur für mich dazu. Also, wenn ich auf den Berg gehe und wenn ich hinauf klettern auch noch kann auf den Gipfel, dann ist das für mich Natur. Irgendwie ist das [...] das Wilde von der Natur, das ist so urig. Da geht man irgendwo hinauf, wo kein Weg ist. Das ist eigentlich das.
R: Weil du zuerst so gesagt hast von Nervenkitzel und so, kannst du das irgendwie so präzisieren, wann das auftaucht, oder wie das ist?
K: Ja, eben im Vorstieg, aber auch im Alpinen. Ja, die Höhe, wo man nachher die Höhe hat, wo man schaut, da kommt halt alles zusammen, wie das Wetter ist. Wenn man ein Seil in der Hand hält [...] man sieht einfach im Alpinen der Vorsteiger, der verlässt sich jetzt auf das Seil in deiner Hand. Und was weiß ich, wenn du auf einem anderen Berg einen Steinschlag hörst, das gehört irgendwie alles so [...] das ist alles so [...] das ist so eine angenehme Aufregung irgendwie. Irgendwie positiver Stress. >und lacht<
R: Und während dem Klettern?
K: >lacht wieder< Da ist der positive Stress weitaus negativer. Während dem Klettern? Ja [...] Es ist so ein Reiz da, komme ich hinauf oder nicht, schaffe ich es oder nicht, so was Schaffen, was einen [...] ich weiß nicht [...] so während der Tour [...] ich habe schon während der Tour das auch, wieso tu ich mir das an, da habe ich echt Angst, aber umso schöner ist das Gefühl, wenn man es schafft. Und, es ist schon Angst oft dabei, aber eben kontrolliert.
R: Also, wenn du jetzt z.b. an eine schwere Seillänge oder Stelle denkst, was geht da so alles in dir vor, kannst du das irgendwie so beschreiben? Zuerst auch einmal was für dich schwer ist?

K: Im Alpinen ist für mich, auch wenn es ausgesetzt ist, auch wenn es große Griffe sind, dann ist die Höhe. da denke ich mir, wenn da jetzt etwas ausbricht. Das ist aber nicht immer, manchmal kommen die dann [...] da denke ich mir einfach, „mei“, das ist einfach blöd. Aber sonst, das lässige ist, wenn ich an etwas Schweres denke, was aber dann ganz einfach zu lösen ist. Die Lösung! Nachher denke ich mir, schaust du es an und denkst dir, wenn du es nachher schaffst. Das ist irgendwie der Reiz. Ich weiß nicht?!

R: Was geht da alles in dir vor, wenn du z.b. unter einer schweren Seillänge oder Stelle stehst? Was passiert da?

K: Ja, ich kriege, zuerst einmal denke ich mir, ja die Stelle steige jetzt ich vor. Während ich das sage, bekomme ich Herzklopfen. Auch wenn wir jetzt drüber reden, bekomme ich Herzklopfen, weil ich [...] mir taugt das irgendwie, so eine Aufregung. Dann fange ich an, dann merke ich meistens, dass ich unkonzentriert bin, dann sag ich, nein, dann muss ich mich konzentrieren. Dann klettere ich. Dann gibt es so Phasen, wo ich mir denke, oje, wenn jetzt der Zug kommt, Scheiße ich kann nicht weiter, oder [...] also, ich bin [...] wenn es eine wirklich schwere Stelle ist, dann schaue ich, dass ich mich konzentrier und führe meistens Selbstgespräche, weil wenn es brenzlig wird, so leise vor mich dahin und denke eigentlich nicht, ob da unten Leute sind, oder an meinen Sichernden denke ich eigentlich kaum mehr. Wenn es aber aufgeht, dann klinke ich ein oder versuche etwas zu legen, und denk mir, ah gut, und dann fällt halt was ab und ich schau, dass ich weiterkomme. Es sind halt so verschiedene Phasen, wo ich voll konzentriert bin, dann schaffe ich einen Zug, da denke ich mir, da muss ich jetzt aufpassen und dann fällt so richtig etwas ab. Und man geht dann wieder. Das sind so verschiedene einzelne Phasen innerhalb von einer Seillänge.

R: So, und wenn du dann am Stand oben bist, was passiert dann da, wenn du so eine ganze Seillänge hinter dich gebracht hast?

K: Ja, wenn ich sie [...] ja, wenn ich nicht weiß, ob ich es vorher nicht weiß, ob ich sie wirklich schaffe, dann bin ich auch zufrieden und spüre auch die Erschöpfung und [...] und freue mich voll. Bin so richtig zufrieden und bin stolz auf mich.

R: Ja, dass habe ich zuerst eh schon gesagt, was für dich das Klettern ausmacht, du hast zuerst gesagt der Fels und so [...] Aber kannst du das beschreiben, warum du immer wieder klettern gehst?

K: Jetzt habe ich mir eineinhalb Jahre, wie ich jetzt nicht geklettert bin, ich brauche es nicht, aber es zieht mich wirklich hin und freue mich immer wieder, wenn ich klettern gehe. Wenn man es jetzt alpin nimmt: mir taugt das voll, jetzt das ganze, was mit den Bergen zu tun hat. Berge sind für mich ganz was eigenes. Das ist für mich Freiheit und volle Loslassen, also volle. Das ist eher mit den Bergen verbunden. Weil im Sommer, wenn ich am Berg gehe, da gehe ich jetzt eher klettern, weil wandern tu ich nicht soviel. Das ist einfach für mich, das ist eh so klassisch, aber da gibt es einfach für mich nichts anderes. Egal ob es mir schlecht geht vorher, wenn ich die Berge habe und ich sehe das rund herum. Da geht es mir einfach gut, so richtig loslassen. Das ist für mich so beeindruckend. Beeindruckender als der schönste Altbau. Die schönste Architektur oder die Stadt kann für mich nie so ein Freiheitsgefühl oder Loslassen vermitteln wie ein Berg. Und auch nicht ein Meer. Das sind für mich einfach die Berge, ich weiß auch nicht warum [...] das Grobe irgendwie. Und auch mit dem Wetter, es muss nicht immer unbedingt schön sein, ich mag das [...] das ist irgendwie schwer zu erklären. Ja, loslassen, also voll abschalten können. Das ist für mich, das ist irgendwie ein eigenes Gefühl - mit Bergen und Klettern auch verbunden.

R: Und dieses Freiheitsgefühl, auf was bezieht sich das?

K: Ja, weil ich mich oft [...] das ist rein von mir, weil ich mir oft einen Stress aufbaue vom Lernen oder irgendetwas Privatem, wo ich mich schnell hineinsteigere, weil ich bin

eher ein extremer Mensch, ich steigere mich bald in etwas hinein. Aber am Berg, da ist das irgendwie [...] da meine ich Freiheit eher mit Loslassen. Mir kommt vor, da oben die Luft die [...] durchlüftet. [...] Das ist mir eben aufgefallen auch beim Klettern, dass ich da so gut abschalten kann, egal was ist. Weil auch immer ein bisschen die Angst dabei ist. Weil da kann man nichts anderes [...] da muss man sich konzentrieren, da hat was anderes – kommt mir vor – nicht Platz. Also, und das ist das, was mir auffällt. Auch wenn ich grantig bin, beim Klettern ist das weg.

R: Du hast am Anfang gesagt, wie wichtig für dich Natur ist. Gehört da jetzt noch irgendetwas dazu außer dem Berg und dem Groben?

K: Das Hinausschauen. Der Blick, der weite, dass ich herum schauen kann, dass ich wo hinauf gehe und schauen kann. Dann natürlich auch, dass ich etwas geschafft habe, glaube ich. Und bei der Natur, das Wetter, spielt irgendwie [...] und dass ich [...] mich irgendwie abhebe von den anderen, jetzt nicht dass ich mir besser vorkomme. Dass nicht zu viele Leute sind, dass ich wo alleine [...] nicht ganz alleine, aber nicht irgendwie aus dem ganzen Trubel. Ich weiß nicht, das ist schwer zu erklären.

R: Wenn du dir jetzt so eine Kletterseillänge vorstellst, so nur rein, was da passiert während einem Zug. Kannst du das irgendwie beschreiben, wenn du dir das jetzt so denkst, du warst gestern klettern, oder vorgestern...?

K: Das [...] was wichtig ist immer das Vertrauen auf dich selber und auf den Schuh. Also, wenn ich mir jetzt einen Zug vorstelle – jetzt weiß ich ja, wie er geht – aber ich habe mir vorher nicht vorgestellt, dass das irgendwie möglich ist. Also, das war so eine Gleichgewichtssache und nicht mit Kraft. Da habe ich mir gedacht, dass geht nicht, dass ich mich da jetzt hinüber lehne. Da geht es nicht weiter halt einfach hinauf oder weit hinunter. Und, des muss einfach gehen und habe es probiert. Und je weiter ich mich da jetzt verlagert habe, desto besser bin ich gestanden [...] auf einmal, sobald nur das Gewicht verlagert war, ist der Zug aufgegangen. Das war nachher dieses voll Aufgegangen. Das war vorher, der ist sicher unlösbar, ich komme da nie hinüber und dann habe ich mir gedacht, da habe ich voll vertrauen müssen auf eine Minileiste und einen Minigriff, und es hat aber nachher auch gehalten. Also [...] und das ist das Faszinierende, dass es dann irgendwie wieder aufgeht. Oder...

R: Und auch von der Natur her, da hängen ja irgendwie ganz viele Gefahren zusammen. Wie gehst du mit diesen Gefahren beim Klettern um?

K: Ja, bei mir merke ich voll, mit wem ich gehe, da habe ich gleich viel mehr Vertrauen. Ich habe drei Leute, die erwecken irgendwie in mir so ein Vertrauen, da fühle ich mich gleich sicherer. Und [...] die Gefahren. Ich bin mir glaube ich der Gefahr schon bewusst, aber in gewisser Weise versuche ich sie auch wieder zu verdrängen, weil sonst, wenn ich nur an das Gefährliche denke, nur, dass da was ausbrechen kann oder dass mir irgendetwas auf den Kopf fliegen kann, dann blockiere ich mich einfach selber, dann fürchte ich mich zu viel. Weil es kann immer was sein. Ich denke mir halt immer, es kann mich ein Auto auch zusammen fahren, es kann jetzt auch ein Griff ausbrechen. Natürlich ist auch ein bisschen der Reiz auch mit der Gefahr, dass ich halbwegs zügig gehe und mit dem Wetter und mit dem Steinschlag, aber das gehört halt zu dieser Sportart dazu. Und in gewisser Weise muss man eben auch vertrauen, ich muss dem Mitgeher vertrauen und mir vertrauen, dass ich jetzt natürlich nicht zu schwer was gehe. Und eine gewisse Gefahr nehme ich in Kauf. Ich denke mir, mir ist lieber, ich klettere und habe eine gewisse Gefahr, die ich einschätzen muss und auch das Risiko, das ich einschätzen muss, als wie ich mache irgendetwas, was mich nicht so freut, wo mir nichts passieren kann. Beim Golfen kann mich auch etwas erschlagen. Ich versuche die Gefahr einzuschätzen und bin mir der auch bewusst, aber in gewisser Weise verdränge ich sie, weil sie mich sonst zu sehr abhält vom Klettern. Und manchmal passiert es schon, dass es mich überkommt, „mah“ heute ist eigentlich

gefährlich [...] doch eher beim Schitourengehen, dass ich mir denke, eigentlich ist das verdammt gefährlich. Aber [...] das ist halt so.

R: Wenn du auch so das Schitourengehen ansprichst, was ist beim Klettern dabei, das beim Schitourengehen nicht dabei ist?

K: Ja [...] ein Punkt ist sicher, dass du einfach immer zu zweit, du kletterst zusammen mit dem anderen. Und du musst ihm vertrauen. Dann dass irgendwie so eine Steigerung. rein vom Ehrgeiz her bei mir, du kannst halt immer sagen, ein bisschen eine Steigerung, oder schaffe ich das oder schaffe ich das. Du nimmst dir halt irgendetwas vor und schaust, ob du das schaffst. Und generell die Faszination von dem Sport, die Bewegung und der Ablauf, die ganze Sportart halt [...] und der Fels [...] und die Angst, die ist wo anders auch vorbei.

R: Wie ist für dich der Unterschied vom Hallen- oder Sportklettern zum Alpinen?

K: Ja, wie gesagt, Hallenklettern tu ich eigentlich nicht gern, nur damit ich halt im Winter auch ein bisschen was tu. [...] Das Witzige ist, ich fürchte mich – ich rede heute eigentlich nur über das Fürchten – in der Halle ist mir schneller, mir kommt vor, es geht halt nur um die Technik und das ich mich halt steigere. Mir kommt es nicht weniger gefährlich vor. Also, ich fürchte mich in der Halle nicht weniger, aber vielleicht einfach auch, weil ich mich mehr drauf konzentrieren kann. Da gibt es nur das Klettern, da gibt es so das Rundherum nicht so. Und ob so ein Hallenhaken besser hält [...] ich weiß nicht, da ist es irgendwie eng und viel Leute. Ich freue mich schon, wenn ich irgendetwas schaffe. Aber ein jeder Zug ist vorgegeben in der Halle, du kannst nicht, ich weiß nicht, ich finde den Sport nicht so schön in der Halle, auch zum Zuschauen [...] es ist einfach nicht so schön. Sonst im Klettergarten bin ich schon gern. Vor allem irgendwo im Süden, da ist die Atmosphäre frei, da geht man klettern. Für mich gehört zum Klettern auch das ganze Rundherum, das Campen, die Atmosphäre und auch einmal wo sitzen, und „Jausnen“ mit steifen Fingern. Also, die ganze Atmosphäre ist in der Halle anders.

R: Ja, kannst du vielleicht noch auf die Atmosphäre, so was für dich zum Klettern noch dazu gehört?

K: Ja, hm, für mich zum Klettern, da gehört auch so eine eigene Lebensart, ja, das ist natürlich auch mit den Leuten, mit den ich klettern gehe, das ist halt eher locker [...] das ist schwer zu sagen. Eher so die Lockeren. Es ist schwer zu sagen. Ich kann mich irgendwie nicht festlegen, weil wenn ich sage, eher die lockeren Leute, dann sind das eher die, mit denen ich zusammen bin, dass sind nicht irgendwie die Beißer, die sagen, die irgendwo die Projekte hängen haben...

R: Es geht eh um dich!

K: Also, für mich, wenn ich klettern gehe, dann sind das immer auch Leute, mit denen es locker, wo es nicht kompliziert ist, wo es „wurscht“ ist, wenn man dreckig einmal in ein Gasthaus geht und ein „Weindl“ trinkt, oder eben also zerfetzte „Leiberl“ an hat, weil sie beim Klettern sowieso wieder hin werden. Und [...] barfuss in der Wiese herum rennt oder nur daliegt und ein wenig die Sonne genießt. Und einfach [...] keinen Stress habe. Mit den Leuten gehe ich einfach gern klettern. Und das ist für mich einfach, viel von der Faszination klettern [...] Dass eigentlich, immer wenn ich klettern gehe, ist das für mich wie ein bisschen Urlaub. Auch da im Ötztal da mit der Wiese, da ist es herunten einfach gemütlich und ich „jausne“ ein Brot oder trink ein „Weindl“ oder schlafe gleich heraußen, damit [...] Es ist immer irgendetwas abenteuerliches, aber auch urlaubsmäßiges, auch wenn ich jetzt nicht in den Süden fahre klettern. Auch mit den Leuten ist das eher eine lockere gemütliche Atmosphäre. Ja [...] mit der Natur zu tun hat einfach, man ist schmutzig und man ist dreckig und man ist in der Natur. Mir kommt vor, es geht auch viel ums Fühlen, aber das merkt man auch, weil man ist viel barfuss unterwegs, weil man erstens gern aus den Schuhen heraußen ist und zweitens,

ich weiß nicht, dass sind lauter verschiedene Aspekte. [...] Man sagt ja auch immer, man spürt ja einen Griff und jeder [...] also, immer im Nachhinein nach dem Klettern spürt man irgendwie nicht mehr so viel, aber trotzdem [...] also, wenn ich jetzt so dran denke, ich komme herunter z.b. vom Dumpn im Ötztal, der Klettergarten, das ist ein rauer Fels, da kommst herunter, ziehst erst einmal die Schuhe aus und gehst barfuss in der Wiese herum. Und alleine das ist schon so schön. Und man setzt sich halt hin und [...] Du nimmst, also für mich ist das, rundherum aufnehmen und halt locker.

R: Von den Leuten her, hast du eine Gruppe? Gibt es eine fixe Gruppe Kletterer?

K: Hat es eben gegeben für mich, und dann, jetzt, in letzter Zeit, für mich, den kenne ich vom Klettern. [...] Fixe Gruppe Kletterer? Für mich, in meinem Kreis habe ich schon einfach Leute, mit denen ich klettern gehe, wo ich mir denke, das sind meine Kletterbekannten. Und [...] wenn ich so allgemein sage, so die Kletterer. Da gibt es für mich schon zwei Gruppen, wenn ich jetzt sage, die ganz Fanatischen, die die Projekte hängen haben und immer einen Zug ausbouldern, das ist für mich so pseudolocker, die da herumsitzen und auf locker tun und trotzdem jedem zuschauen, ob sie auch so gut sind. Man kennt [...] generell [...] wenn ich jetzt sage „Kletterer“, denkt man schon an die lockeren Leute und eben mit längeren Haaren, ich weiß nicht, wie man so sagt [...]denkt man eher an die. Aber mit denen ich klettern gehe, die sind nicht so. Die sind vielleicht auch nicht so gut, ich weiß nicht...

R: Ja, wie sind sie?

K: Sind alle eigentlich auch gern im Alpinen unterwegs und naturverbunden und einfach unkompliziert. Und schon ehrgeizig, aber nicht so übertrieben ehrgeizig. Denen geht es auch einfach so darum, dass Sportklettern oder in Klettergarten gehen, dass sie dann im Alpinen auch weiter kommen. Und [...] eben man könnte die Kletterer vielleicht auch so unterteilen, die Alpinkletterer, die halt auch Sportklettern, und die reinen Sportkletterer, weil die unterscheiden sich schon eher. Also, das ist voll schwer, das so konkret auszudrücken.

R: Wenn du so irgendwie an die Leute denkst, so an das Unkomplizierte...?

K: Ja, eben, vielleicht gehe ich auch einfach wegen dem gern klettern, weil mit den Leuten, mit denen ich klettern gehe, das ist unkompliziert, da weiß ich, da gibt es nicht Weiß-Gott für einen Stress. Das einfach auch. Und trotzdem kann ich mich auf sie verlassen, muss ich ja einfach auch können, weil sie mich sichern. Oder da denke ich mir nicht [...] da geht es einfach auch ums Zusammensein, das Gefühl [...] der gesellschaftliche Aspekt, zu zweit, der ist einfach schon auch dabei. Und was genau [...] was halt noch [...] was mir jetzt gerade eingefallen ist [...] einerseits ist man zu zweit und [...] auf den anderen angewiesen. Und trotzdem in der Wand bist du komplett alleine. Das ist [...] z.b. im Alpinen, beim Nachklettern, da tu ich meistens nachklettern, da siehst du dich nicht mehr, im Prinzip [...] du hängst zwar am Seil und bist verbunden, aber im Prinzip denke ich mir, bist du komplett alleine. Du triffst dich zwar wieder am Stand und meistens redest du ja eh nicht viel miteinander, so ist es halt bei mir, obwohl ich normal sehr viel rede, da geht man halt weiter und da wird wieder weiter gesichert, aber mir kommt vor, man ist kom... es ist so eine Mischung zwischen totaler Einsamkeit und trotzdem hängt man aneinander. Das ist auch, das ist mir schon öfter eingefallen, im Prinzip bist du komplett alleine trotzdem zu zweit... das ist das Faszinierende auch, das ist mir gerade eingefallen.

R: Auch dieses Unkomplizierte, gibt es für dich Sachen beim Klettern, wo du dich irgendwie verhältst und du dir denkst, im Leben mach ich es gleich?

K: Nein, ich bin [...] ich [...] ich sehe es eher umgekehrt, dass ich im Leben oft selber zu kompliziert bin und mir zu viel denke und nachher beim Klettern eben nicht, weil das ist [...] also, vom unkompliziert sein, dass ich es eher umgekehrt mache. Sonst direkt,... letztes Mal bin ich in einer Tour gewesen und habe ewig probiert im Vorstieg und habe

mich einfach nicht getraut einen Zug zu machen, und eigentlich war es schon so, lassen wir es, dass schaffe ich nicht, und zwei Mal schon hinein gefallen, dann habe ich gesagt, nein, jetzt tu nicht so und dann habe ich es aber gemacht. Nein, jetzt ist es mir „wurscht“, und dann bin ich einfach drüber gegangen und es ist einfach gegangen.

R: Wie empfindest du das, denn gerade in Innsbruck, da ist ja Klettern schon fast ein Massensport, fällt dir jetzt im Alpinen was auf, ist das...?

K: Ich finde in Innsbruck klettert echt schon ein jeder, so wenn man die Klettergärten anschaut, die sind ja schon wirklich voll überfüllt. Alpin... >Seitenwechsel< ... eben alpin wird es einfach durch die alpinen Sportklettertouren, durch die eingebohrten, glaube ich schon, dass dadurch immer mehr Leute in den Bergen. Innsbruck finde ich eigentlich echt arg, da ist ja sogar Eisklettern schon ein Massensport. Ja [...] aber jeden den es freut, soll es tun, und ich glaube, ja wirklich, es gibt immer noch die Bergleute [...] ich sage zu den Alpinkletterern Bergleute [...] tun es sowieso und bei ein paar merkst du halt, die tun es, weil es in ist. Ich finde es irgendwie schade, wenn gar zu viele Leute sind, oder wenn irgendwelche klettern gehen, gerade, dass sie halt klettern gehen und die Faszination [...] vielleicht nicht mitkriegen. So wie neben der Grotte klettern und einfach nicht mitkriegen, wie schön das eigentlich ist, obwohl man die Autobahn hört [...] ich finde, dass es viel mehr tun [...] Sportklettern. Mir fällt es auf in Klettergärten. Und so auch Freundinnen von mir, von denen ich mir nie gedacht hätte, dass die klettern gehen, die fangen jetzt an zum Klettern, ja ich soll sie mitnehmen zum Klettern, die gehen jetzt auch klettern, ich denke mir, das passt irgendwie gar nicht so. Ich freue mich eh, aber die werden halt im [...] die haben jetzt sicher nicht das Ziel, ich möchte jetzt Sportklettern, damit ich im Alpinen weiterkomme.

R: Gibt es noch irgendetwas zum Klettern, was dir einfällt?

K. Ja, also Körper, schöne [...] vielleicht einfach, weil mir die Bewegungen gut gefallen, da gefallen mir einfach auch die Körper, das muss jetzt kein Adonis sein, der da klettert, aber wenn wer gut klettert, das gefällt mir, das ist einfach schön und elegant. Und man muss sich mit seinem eigenen Körper auseinander setzen, mit dem Gleichgewicht, mit der Kraft, mit der Konzentration, das fällt mir einfach ein. Man muss sich auch mit sich selber gut auseinandersetzen, mit seinem Körper. Und [...] was noch so ein Stichwort ist die Verantwortung, was mir so einfällt [...] ja [...] warte einmal [...] mit Namen kannst du nicht viel anfangen. Von blauen Flecken, irgendwie gehört ein Wein für mich auch noch zum Klettern, ich weiß nicht [...] und [...] das Urlaubsgefühl, das gehört irgendwie für mich [...] und [...] das Klimpern von den Expressschlingen [...] sonst? [...] Und das Heimkommen nachher, wenn ich nach Hause komme und meistens nachher, dass man irgendetwas kocht... und...

R: Das passt schon, danke!